



~~Book~~

58

A

XVIII, 1, 406





Liebschaften
König Augusts von Polen

Mit Königl. Preussischer allergn:
Freiheit.



Berlin, 1784. FR



Liebschaften

König Augusts I.

von Polen.

Richardson

London 1842

Printed

V o r r e d e .

Gein Wunder ist es wol nicht, wenn
manche wahre Männer, die für die
Unterhaltung des Publikums arbeiten, sich
lieber auf fremde Geldmarken begeben, wo
Milch und Honig fließt, als auf vaterländische,
die durch und durch von litterarischen
Fahrendäusen geholt und ausgelaufen
* 2 sind

sind — kein Wunder, wenn sie sich bestreben, alte gute, fruchtbare Bäume, welche die neusten Lustgärtner vergessen oder weit hinweg unter Stachelbeerhecken versetzt haben, wieder hervorzuziehn, zu begiessen, auszurupfen, und in alte Ehr' und Würde wieder herzustellen! Denn mit den Deutschen Büchern, die zur Unterhaltung dienen, ist es nun so weit, daß es nicht weiter kommen kann. Ich fordere alle Männer von Kopf auf, mir zu sagen, in wie vielen von den zweihundert Romanen, von den zweihundert Theaterstücken welche alljährlich erscheinen, sie nur erträgliche Nahrung finden? Wer den Zustand

unserer allerneuesten Deutschen schönen Literatur genau kennt, muß zittern.

Aber, wie ist es anders möglich! Die Schriftsteller schießen auf, wie Feldschwämme. Heute siehst Du ein winziges Ding, ein gelbes Krönchen aus dem Dünger empor recken — nach drei Tagen ist es so groß, wie ein Sonnenschirm, und hat in sich hundert Falten, und in jeder Falte einen Roman, oder Komödie, oder Trauerspiel, die beim kleinsten Windstoß dem tausendköpfigen Publikum in den Schooß fallen. Und dieses, weil es für seinen vielfachen Appetit viel braucht, nimmt denn auch vorlieb, schreit wol gar nach

mehr, und macht dadurch der Küche immer mehrere, und die Suppen immer wässriger. Was soll daraus werden, wenn wir fortfahren, die ältern Schriftsteller, die zehn oder achtzehn Jahre früher lebten, als wir, über die Achsel anzusehn! Auf ihren Schultern sind wir ja bis zu unsrer jezigen Höhe gestiegen — wer weiß, ob die Nachkommen auf unsre Schultern sitzen können! Sie werden das lustige Nachwerk des laufenden Jahrzehends zuvor abtragen, und dann erst auf dem alten, ewig unerschütterlichen Grund wieder fortbauen müssen.

Man soll kein Wort sagen, das nicht schon gesagt ist.

Ich habe schon mit Wort und That dahin, mitzuwirken versucht: das verblendete Publikum von dem Geschmak an dem modischen Tand abzugiehen. Andre haben dies noch glücklicher gethan, und ich glaube, die Wirkung davon soll bald immer merklicher werden. Blos aus dieser Absicht habe ich nachstehende Verteutschung von ~~Pölnizens~~ ~~Saxe~~ galante herausgegeben. Ich halte dafür, daß in diesem Buche tausendmal mehr Unterhaltung, Welt- und Menschenkenntniß, guter Ton, Feinheit und Interesse liegt, als in allen teutschen Romanen, vom Siegwart an, bis auf den, der im

näch-

nächsten Ostermeßkatalogus, unter dem
Buchstaben Z. der letzte ist, und den
ich noch nicht kenne. Berlin am 2.
März 1784.

6 - 4

Nie erschien in Deutschland Pracht und Galanterie in dem Glanze, wie in Sachsen, vorzüglich unter den Regierungen Kurfürst Johann Georg's des Vierten, und Friedrich August's, erwählten Königs von Pohlen. Letzterer war galant, vortreflich gebildet, männlich gebaut. Er hatte viel geliebt, und doch liebt' er so feurig, so zärtlich, als wenn diese süße Leidenschaft ihm immer neu geblieben wäre. Nie war an einem Hofe solch' eine Menge schöner Weiber und Männer beisammen. Es schien, als wenn sich die Natur daran behagt hätte, Personen, die Geburt und Rang so sehr auszeichneten, noch mit allen Reizen, die sie geben kann, hervorzuheben. Die Prinzen des Kurfürstlichen

Hauses übertrafen alle andre, und die Prinzessinnen — schön, wie die Sonne!

Johann Georg der Vierte folgte seinem Vater sehr jung in der Regierung. Er besaß von Natur alle Eigenschaften, die ihn liebenswürdig machen konnten; aber er stand ganz unter der Willkühr seiner Mätresse, eines herrschsüchtigen, stolzen, rachgierigen, ewigunzufriednen Weibes, das seinem Interesse alles opferte, dem nichts heilig war. Dies war das Fräulein von Weizsch. Sie hatte eine so unumschränkte Gewalt über ihn, daß ihr einige schwachköpfige Leute Schuld gaben, sie bediene sich dabei übernatürlicher Mittel.

Prinz Friedrich August sah mit Unmuth die Fesseln an, worin das unwürdige Weib seinen Bruder gefangen hielt. Er hoffte seiner Neigung eine andre Richtung zu geben, wenn er ihn zu einer Heurath mit irgend einer Prinzessin vermöchte. Trotz seinem eignen Interesse, daß zu einer Heurath seines Bruders scheinlich sehr mußte, hatt' er die Großmuth dies zu hoffen und zu wünschen. Er zog das Wohl des Landes und den Ruf seines Hauses seinem persönlichen Vortheil vor.

So viele Gewalt das Fräulein Weitsch auch über den Kurfürsten hatte, wagte sie's doch nicht, ihm eine Heurath anzureden. Er wählte auf Rath seiner Minister, Eleonoren von Sachsen: Eisenach, Wittve des Markgrafen von Brandenburg: Anspach — eine Fürstin, die sich durch ihr edles Herz, die Achtung, und durch ihre körperlichen Reize die Bewunderung Aller erwarb: Nur ihr Gemahl war unempfindlich für ihre Verdienste. Sie versuchte mit Güte, mit der feinsten Aufmerksamkeit, mit unendlicher Geduld, seine Freundschaft zu erringen; aber das Band, womit ihn seine Mätresse gefesselt hielt, war eisenfest. Glücklich wäre sie noch gewesen, wenn sich jene damit begnügt hätte, ihr das Herz ihres Gemahls zu rauben; aber sie verleitete ihn noch dazu, die Kurfürstin hart zu behandeln.

Ihr Verdruß ging dem Prinzen August tief zu Herzen: Sein natürlicher Edelmuß wurde bei einer andern, die nicht seine Verwandtin war, sein Mitleid erregt haben. Er tröstete sie; suchte sie mit dem Kurfürsten auf bessern Fuß zu setzen; aber dieser gab wenig darauf; und einmal sagt'

er ihm sogar: er bäte ihn recht sehr, sich nicht in seine Handel mit der Kurfürstin zu mischen.

„Wenn Du Gatte wärst — setzt' er hinzu — so könntest Du meinetwegen mit Deiner Gemahlin schalten und walten, wie Du wolltest, — laß Du mich also mit meiner schalten und walten, wie ich will!

„Aber — erwiderte August — ich kann's unmöglich ansehen, daß Du Ungerechtigkeit begehst! Dein Ruf liegt mir zu nahe, als daß ich Dir's verschweigen sollte, wie sehr Du ihn kränkest. Deine liebenswürdige Gemahlin behandelst Du übel — einem Weibe zu gefallen, das Deiner so unwürdig ist. Ich kann und will Dir keine Gesetze vorschreiben; aber sagen darf ich Dir, daß Du eine Gemahlin hast, deren Stand, Schönheit und Tugend, Dir wenigstens Achtung einflößen sollten.“

Der Kurfürst sah seinen Bruder mit blitzendem Auge an. Das Fräulein Weitsch hatte ihm in den Kopf gesetzt: seine Gemahlin hielt' es mit seinem Bruder.

Da — erwiederte der Kurfürst mit drohender Stimme — nun liegt Dein Verständniß mit meinem unwürdigen Weibe am Tage! Aber, ich werde mich von euch beiden loszumachen wissen!

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, und stürzte in der Kurfürstin Kabinet. Er ließ der Wuth, die sich seiner bemächtigt hatte, den Zügel; drang vor das Bette der Kurfürstin; zog, und hätte ihr sonder Zweifel den Degen ins Herz gestossen, wenn nicht Prinz August, der seine iache Hitze kannte, und etwas von seinem Vorsatz ahnete, herbei geeilt wäre, und ihn entwafnet hätte.

„Nein Bruder! — rief er, und entwand ihm den Degen — die Welt und Nachwelt soll nicht sagen: ein Kurfürst von Sachsen hat seine Gemahlin ermordet!“

Und als der Kurfürst sich anstrengte, seine Gemahlin zu packen und zu würgen, ergriff ihn sein Bruder, mit der Kraft, die ihm vor andern Sterblichen eigen war, und trug ihn in sein Zimmer.

Der Kurfürst war außer sich vor Zorn. Alles, was ihm die höchste Erbitterung eingeben konnte, schüttete er über ihn her. Aber der Prinz kannte seine Gemüthsart. Er wußte fest und gewiß, daß sein Herz alle die Bitterkeiten, die er ihm im Zorn gesagt hatte, widerrufen würde. Er lies ihn seine Feuersluth ausprühen, und ging nicht eher von ihm, bis die Flamme sank.

Nun eilte der Prinz zum Fräulein Weitsch. Er fand bei ihr die Gräfin von Rochliz; ihre Mutter und schändliche Vertraute.

Gut, daß ich sie beide treffe! — fing er mit einer Mine an, worin sie Unwillen und bittere Verachtung deutlich lesen konnten. — Ich habe Ihnen Dinge zu sagen, die eine so sehr angehn, wie die Andere. Jetzt ist beim Kurfürsten das Gift ausgebrochen, welches Ihre heillosen Grundsätze bei ihm angesetzt haben. Ich mus meine Rache aus Ehrfurcht vor ihm unterdrücken; und ich habe auch ein zu gutes Vertrauen zu ihm, als daß ich zweifeln sollte, er werde über kurz oder lang von seiner Verblendung zurückkommen. Er wird alle Fallstricke sehn, die ihm gelegt worden,

den,

den, und wird Sie für den Mißbrauch, den Sie von seinem Vertrauen gemacht haben, zu finden wissen. Das erwart' ich von ihm. Um ihn von einer Ungerechtigkeit abzuhalten, und Ihnen alle Gelegenheit zu nehmen, die Tugend seiner Gemahlin zu verschwärzen, will ich meine Maasregeln nehmen — ich bin entschlossen, mich zu entfernen. Aber, wissen Sie, daß ich, trotz meiner Entfernung, ein wachsames Auge auf Ihre Maschinerieen haben werde. Ich will sie schon unterdrücken. — Sie sollen mir für die Kurfürstin stehn — sie soll ungekränkt ihres Rangs genießen. Und sollte sich mein Bruder so verhalten, daß er sie während meiner Abwesenheit mißhandelte, so halt' ich mich an Sie. — Euer Kopf, Weiber, steht auf die erste Gewaltthatigkeit, die er ihr zufügt. — Ihr Kennt mich — fuhr er glühend vor Unwillen fort — ich bin der Mann, Wort zu halten!“

Er erwartete ihre Antwort nicht; ging und gab Befehl zu seiner Abreise.

Als der Kurfürst seinen Entschlus, aus Dresden zu gehn vernahm, ging es ihm nahe.

Er war von seiner Hize zurückgekommen. Die Liebe zu seinem Bruder nahm die Stelle seines Zorns ein. Er bat ihn, zu bleiben. Aber der Prinz drang so angelegentlich in ihn, in eine Entfernung auf eine Zeitlang zu willigen; daß er's ihm nicht abschlagen konnte. Er besorgte ihm selbst ein Gefolge, dessen er bedurfte, um sich in fremden Landen mit der Würde zu zeigen, die dem Bruder und vermuthlichen Erbfolger eines der mächtigsten Fürstenthümer des Deutschen Reichs angemessen war.

Ganz Europa genoß um diese Zeit des süßesten Friedens. Alle Länder standen der Neugierde August's offen. Er setzte sich vor: alle berühmte Staaten und Provinzen zu sehn. Ueberall bewunderte man sein edles Air, seine Stärke, Geschwindigkeit, Pracht, Feinheit. Er sah' ein, daß Größe sehr oft das Vergnügen mehr verschleicht, als herbeiführt. Darum beschloß er, infognito zu reisen. Er erschien unter dem Namen eines Grafen von Meissen; ein Prädikat, das ihn vor lästigem Ceremoniel sicherte,
aber

aber doch wichtig genug war, um ihm überall auszeichnende Aufnahme zu verschaffen.

Unter diesem Namen hatt' er verschiedene Abenteuer, wovon wir einige, die uns die merkwürdigsten scheinen, den Lesern zum Besten geben wollen.

Als er die vornehmsten Deutschen Höfe besucht hatte, ging er nach Holland, von da nach England, und von hier nach Frankreich. In allen diesen Ländern hatt' er kleine Liebeleien, die aber nur Schwärmer waren, die auf der Grenze plazten, und woran das Herz minder Theil hatte, als sein eigenthümlicher Hang zur Galanterie, der ihm nie die Hände im Schoosse ließ. — Darum gedenken wir ihrer nicht.

Eben dieser Hang zu Liebeshändeln vermochte ihn zu einer Reise nach Spanien. Was er von der Schönheit der Spanischen Weiber und Mädchen, und von der Art und Weise, wie sie sich bei Liebchaften nehmen, gehört hatte, stellte ihm dies Land als eine Bühne dar, worauf er mit Würde tragiren könnte.

Er kam nach Madrid. Am folgenden Tage sollte ein grosses Stiergefecht gegeben werden. Carl II. veranstaltete es seiner Gemahlin, Marien Annen von Neuburg, Pfälzische Prinzessin, zu Ehren. Als August davon hörte, sagt er mit jener herzerobernden Miene, die seine Worte gewöhnlich zu begleiten pflegen, zu den Herren aus seinem Gefolge:

„Hier giebt's Gelegenheit, uns zu zeigen! Wir müssen den Leuten ein wenig von uns zu reden geben. Wir wollen morgen ein paar Lanzen brechen, und unsern Göttern einige Stiere opfern!“

Seine Begleiter fanden diesen Einfall beifallswürdig, und nun dachte man ernstlich darauf, ihn auszuführen.

Am Tage des Kampfes fand sich der Prinz mit seinem Gefolge, prächtig gekleidet, auf dem großen Platz ein, der an Umfang und Regelmäßigkeit seines Gleichen sucht. Rund herum waren für das Volk Gerüste und Amphitheater errichtet, die unter der Menge der Zuschauer stöhnten. Alle Häuser, die auf diesem Platz stehn, haben

Balkons; diese waren mit den prächtigsten Tapeten geschmückt. Eine unzählige Menge Damen standen auf selbigen, und machten mit Reiz und äußerlicher Pracht ein unendlich süßes, glänzendes Schauspiel für Auge und Herz.

Der Prinz ward durch den Anblick so vieler Schönheiten so sehr überrascht, als die Zuschauer durch seine Erscheinung. Denn er hatte nichts gespart, um an diesem feierlichen Tage mit Glanz zu erscheinen. Sein kostbarer Anzug, sein großes Mir hesteten Aller Augen auf sich. „Wer mag der Unbekannte seyn?“ lief es von Ohr zu Ohr. Kaum, daß man über ihn, die Ankunft des Königs und der Königin bemerkte, die sich auf einen Balkon begaben, dessen Tapeten und Sessel von Gold starrten und die Augen blendeten.

Pauken und Trompeten gaben das Signal. Die Ritter erschienen. Man ließ die Stiere los, und das Gefecht begann.

Der Prinz sah eine kleine Weile zu. Der Anblick war ihm ganz neu. Er sah den Kämpfern einige Vortheile ab, und es dauerte nicht lange,

so muß' er soviel darin, als die Ritter, die in den Schranken waren.

Er ging von seinem Balkon, stieg zu Pferde, und kam vor die Schranken. Man öffnete sie ihm. Er ritt hinein, und that Wunder der Stärke und Behendigkeit. Einen der wütendsten Stiere, gab er mit einem Hirschfänger einen Hieb in den Nacken, daß ihm der Kopf am Kumpfe hing. Der Stier stürzte. Die Spanier fielen von Bewunderung in Staunen, von Staunen in Bewunderung. Sie zerbrachen sich die Köpfe: wie es möglich sei, daß ein Mann, der nicht Spanier war, so viel Muth, Stärke und Behendigkeit haben könnte.

Der König war äußerst erstaunt. Er wollte wissen, wer dieser wackre Fremde sei. Die Königin zeigte gleiches Verlangen, und nun erging an den Marques de los Velez, Ritter vom goldnen Schlüssel, der Befehl, sich darnach zu erkundigen. Los Velez glaubte von niemand befriedigendere Auskunft zu erhalten, als von dem Manne selbst. Er näherte sich ihm.

Ihr heldenmüthiges Hir, Ritter — sagt' es — Ihre Behendigkeit und Muth, haben den Beifall aller Zuschauer, und die Aufmerksamkeit Sr. Majestät auf sich gezogen. Letzrer befiehlt mir, zu fragen, wer der Mann sei, den wir bewundern, und den alle unsre Ritter für ihren Meister erkennen!“

Der Prinz erwiederte bescheiden: Er verdiene die gütigen Lobeserhebungen nicht. Was seinen Namen betreffe, so wär' es hier nicht der Ort, ihn Sr. Majestät zu entdecken; weil Sie's aber wissen wollten, so bät' er unterthänigst, dem Prinz von Sachsen zu verzeihen, daß er sich Ihnen gezeigt habe, eh' er das Glük gehabt hätte, Sr. Majestät seine Unterthänigkeit zu bezeigen.

König und Königin waren äufferst erstaunt, als der Marques mit diesem Bescheid zurückkam. Ein Prinz von so hoher Geburt wagt' es mit den Stieren zu fechten! Sie liessen ihm noch Verbindlichkeiten darüber sagen. Der König, dem das Ceremoniell nicht erlaubte, ihn heute zu sehn, ließ ihm sagen: er sei in seinen Staaten, an seinem Hofe von Herzen willkommen! und die Königin,

nigin, die von der Etikette nicht so abhing, ließ ihm melden: daß sie ihn noch diesen Abend zu sehn wünsche, und daß man ihn durch die geheime Treppe bei ihr einführen würde.

Am Eingang des Kabinetts, empfing den Prinz die Gräfin von Berleps, Favorite der Königin, die sie aus Teutschland mitgebracht hatte. Sie führte ihn in's Audienzzimmer. Die Königin stand unter einem Baldachin an einen Tisch gelehnt. Zur Rechten stand in einiger Entfernung, ihre erste Kammerfrau, Katharina de Monrade Arregon, Gemahlin des Duc de Fernandine. Zur Linken Hofdamen; und hinter ihr, die Kammerdienerinnen.

Als der Prinz der Königin näher kam, wollte er sich, nach Spanischem Brauch, auf die Knie niederlassen, und der Königin die Hand küssen; aber sie wollt' es nicht zugeben. Der Prinz bat: daß sie ihm gnädigst erlauben möchte, ihrem Range und ihrer Schönheit diese Huldigung zu leisten; endlich reichte sie ihm die Hand, und er küßte sie mit einem Anstande, daß die Königin, wenn sie vorher seinen Muth und seine Behendigkeit

kist

keit bewunderte, jetzt von seinem feinen Benehmen entzückt war. Ergießungen der Freude, des Wohlwollens und der Achtung, fielen Schlag auf Schlag.

Während sie sich mit ihm unterhielt, waren die Augen aller Damen auf ihn geheftet. Sie sahen ihn mit eben der Bewunderung an, wie vormals die Jofen der Statera Alexander'n.

Unter den Damen, die um die Königin standen, bemerkte der Prinz eine, die ihm die andern alle an Schönheit zu übertreffen schien. Er konnte nicht umhin, einige Blicke auf sie zu schießen, die sie bemerkte. Der Prinz sah mit freudiger Bewegung, daß sie seinen Blicken begegnete, und dann die Augen erröthend niederschlug. Das Vergnügen, welches der Prinz aus ihrem Auge sog, war Ursach, daß seine Audienz die Grenzen der gewöhnlichen Audienzen weit überstieg; sie zog sich erschrecklich in die Länge, und hätte die Königin nicht endlich erinnert: daß es spät, und die Stunde zum Souper des Königs da sei, so hätte sich wahrscheinlich der Prinz noch länger aufgehalten.

Ob er sich gleich nur mit der Königin unterhalten hatte, waren doch die anwesenden Damen, die sein Eintrittskompliment schon gefesselt hatte, von ihm entzückt; sie konnten nicht satt werden, ihn zu bewundern. Die Königin fand Behagen an dem Lobe, das man einem Prinzen von ihrer Nation gab, und war selbst unerschöpflich darin. „Ach! — sagte sie zur Gräfin Berleyp — was für ein Unterschied zwischen den Prinzen, unsern Landsleuten, und den Spanischen.“ — — Vielleicht hatte sie den König, ihren Gemahl, hierbei im Sinn. Er war klein, schwächlich, kränkelte beständig, war immer verdrüsslich — lauter Dinge, die ihn eben nicht zum Lebenswürdigsten machten.

Ueber der Tafel unterhielt die Königin ihren Gemahl von nichts, als dem Prinzen von Sachsen.

„Sein Geist, seine Feinheit — sagte sie — gleichen seinem edlen Air. Man kann nicht anders, als ihn hochschätzen. Meine Damen sind alle in ihn verloren, und haben mich mit seinem Lobe fast betäubt. Selbst die Duchesse Fernandine — setzte sie lächelnd hinzu, und wandte sich nach

nach dieser Dame — hab' ich in Verdacht, daß sie Empfindungen für ihn nährt, die sie vielleicht bis jetzt für ihren Gemahl noch nicht gefühlt hat!“

Mein Alter spricht mich von allem Verdacht los — erwiederte die Duchesse, mit einer ernsthaften Miene, die sie niemals ablegte. — Ew. Majestät scherzen, wenn Sie mir Schuld geben, daß ich mich von den Verdiensten des Prinzen hätte überraschen lassen — davon glaub' ich überzeugt zu seyn. Doch muß ich Ew. Majestät gestehn, daß er ganz dazu gebildet ist, rasche Schritte in einem Mädchenherzen zu thun, und wenn sich Ihre jüngern Damen wollten rathen lassen, so sollten sie seine Bekanntschaft vermeiden.

Unter diesen Worten sah die Duchesse die junge Marquise von Monzera, ihre Tochter, mit Einem Blicke an. (Es war eben die, welche das Auge des Prinzen bei der Audienz mit so vieler Aufmerksamkeit auszeichnete.) Sie bemerkte, daß die Marquise kaum den Blick aufschlug, und wenn sie ihren Blicken begegnete, ihn plötzlich senkte, und die Farbe veränderte. Mehr brauchte sie nicht, um ihren Verdacht zur Wirklichkeit zu

bringen. Sie fürchtete, daß der Prinz Eindruck auf das Herz ihrer Tochter gemacht habe! Die Art und Weise, wie sie verstohlen nach ihm hinblifte; der Umstand, daß sie die Einzige war, die nicht in die Lobeserhebungen der Andern einstimimte — ließ sie diesen Verdacht fassen. Sie setzte sich vor, ihre Tochter zu beobachten, und, wenn es möglich wäre, sie von dem Abgrund wegzureißen, wohin die Liebe ihren Fuß leitete. Eitles Untersuchen! Jenes schadenfrohe, unvermeidliche Gestirn, das ein Herz zu einer ewig unzerbrechlichen Verkettung an ein andres zwingt, war über die Marquese aufgegangen, und hatte so wirksamen Einfluß auf sie, daß es ihr unmöglich war, ihrem Schicksal zu entgehn. Konnte sie da die Sorgfalt der Duchesse ihrer Mutter retten?

Indessen forschte der Prinz mit allem Feuer der Liebe im Herzen, wer sie wäre! und dachte auf Mittel, ihr den Zustand seines Herzens kund zu thun. Aus der Stelle zu schliessen, die sie im Gefolge der Königin einnahm, war sie eine der ersten Hofdamen. Den Tag darauf erfuhr er, daß er sich nicht geirrt habe. Er zeichnete einige
gen

gen jungen Herrn, die ihm ihre Auswartung machten, ihr Portrait, und nun erfuhr er ihren Namen, und daß sie von einem eifersüchtigen Gemahl und von einer strengen Mutter abhinge, die den Zugang zu ihr unersteiglich machten.

Jeden andern würden diese Nachrichten niebergeschlagen haben, nur den Prinzen nicht. Er war bei Liebeshändeln so unerschrocken, wie er nachmals unter Blut und Schlachtgewühl war. Je schwerer die Eroberung der Marquese war, desto mehr dünkte sie ihn seiner würdig.

Es liefen einige Tage vorbei — er sah sie nicht. Der König war die Nacht auf das Stiergesecht unbaß, und kam nicht aus dem Kabinet; die Königin verließ ihn nicht; und die Marquese, die gerade den Dienst hatte, kam nicht aus dem Vorzimmer — hieher wagte sich der Prinz nicht, weil er dem Könige noch nicht vorgestellt worden.

Indessen erfuhr der Prinz, daß die Marquise eine Kammerfrau hatte, in die sie viel Vertrauen setzte. Er erfuhr, daß es eine alte Jungfer sei, die ein paar Nichten hätte, welche sie von der Freigebigkeit ihrer Gebieterin unterbielt. Er

hoffte, dies Mädchen zu gewinnen, und sich ihrer bei der Marquese mit Glück zu bedienen. Die Schwierigkeit war nur: wie er mit ihr zu Worten kommen sollte. Er war in das Haus der Marquese nicht introduzirt, und konnte nicht Spanisch, und doch war es sehr wahrscheinlich, daß das Mädchen, die er stempeln wollte, keine andre Sprache verstand. —

Aber die Liebe überflimmt himmelanstrebende Felsen!

Nachdem er lange hin und her gegrübelt hatte, endigte er damit, daß er einem Bruder Bettelmönch, einem gebornen Italiener, von jenen fecken Gelegenheitsmachern, die sich durch nichts abschrecken lassen, sein Herz offenbarte. Dieser erschien alle Tage, und brachte Salat, oder Blumen, womit er die Großmuth des Prinzen in Kontribution setzte.

Der Prinz entdeckte sich ihm, und trug ihn auf, sich in der Marquesen Haus eine Zunge zu lösen. Der dienstfertige Mönch entledigte sich dieses Geschäftes mit so gutem Erfolg, daß er bald erfuhr: Donna Lora, (so hieß die Vertraute

der

der Marquese) sei so geiziger Gemüthsart, daß sie der Freigebigkeit des Prinzen unmöglich widerstehen würde.

Der Vater sagte ihr: was er alle für Geschenke vom Prinzen bekäme! „Lora — sagt er — er giebt mir in Einem Tage mehr, als mir alle Grands von Spanien in einem Monat geben!“

Darauf unterhielt er sie, von dem trefflichen Ansehn des Prinzen, von seiner Stärke, die ihm Wunderdinge zu erzählen gab, so kräftig und nachdrücklich, daß sie starr vor Verwunderung und Vergnügen auf einem Fleck stand. Den andern Morgen erzählte Lora das alles ihrer Gebieterin wieder. Sie hörte mit außerordentlicher Aufmerksamkeit und Vergnügen zu, und wenn sich Lora erschöpft hatte, fragte sie misanthig: Nun? weißt Du nichts mehr von dem schönen Fremdling?

Diesen Namen hatten die Damen von Madrid dem Prinz gegeben.

Als der König von seiner Unbäslichkeit wieder hergestellt war, verfügte sich der Prinz öffentlich an den Hof. Er ward unter dem Titel eines

Grafen von Meiffen durch den Graf von Benavente eingeführt. Im Vorzimmer fand er den Duc de Montalte und eine Menge Großer, die ihn erwarteten. Der König empfing ihn in seinem Zimmer. Er stand, das Haupt bedekt, an einen Tisch gelehnt. Zur Rechten stand ein Lehnstuhl. Bei der zweiten Verbeugung des Prinzen nahm er den Hut ab. Der Prinz redete ihn Italienisch an; er antwortete Spanisch, aber nachher sprach er auch Italienisch. Der Prinz mußte sich bedecken. Allen, die gegenwärtig waren, allen Hofleuten befahl der König, ihm eben die Honneurs zu machen, wie den Prinzen von Seblüt. Darauf entließ er den Prinzen, zum Handkuß der Königin, die ihn mit Ungeduld erwartete. Der Prinz dankte dem König für seine unbegrenzte Gnade, und der Graf Benavente eilte, ihn der Königin anzumelden.

Alle Großen, die mit in des Königs Apartement gewesen waren, begleiteten ihn zur Königin. Sie empfing ihn mit aller der Achtung, womit sie ihn das erstemal empfangen, hatte.

Während sich sein Mund mit der Königin unterhielt, flogen seine Blicke umher, die Marquese de Manzara auszufundschaften. Wie leicht ward es ihm, sie unter der Menge aufzufinden! Er hatte das Vergnügen, zu bemerken, daß sie ihn mit Aufmerksamkeit ansah. Aber das war auch alles, was er an diesem Tage Süßes genoß; zu Worte konnt' er nicht mit ihr kommen.

Von der Königin verfügte sich der Prinz zum Pallast der Königin Mutter, Marie Anne von Oesterreich, Wittwe Philipp's des Vierten. Er ward von ihr mit möglichster Achtung empfangen. Sie erinnerte sich, Johann Georg den Dritten, in Wien gekannt zu haben, und freute sich, seinen Sohn in Madrid zu sehn.

Den Tag nach des Prinzen Audienz vermochte die Königin, die eine junge, lebhaft, Vergnügen liebende Dame war, ihren Gemahl zu einem Ball. Der Prinz ward dazu eingeladen. Er erschien in einem Anzuge, der seine reizende Bildung und seinen kräftigen Bau unendlich erhöhte. Die Königin ersüete den Ball mit ihm.



Der

Der König wollte nicht tanzen. Als sie der Prinz an ihren Platz zurückführte, fragt' er sie: welche Dame sie befehle aufzuführen. Sie erwiederte: er habe freie Hand. Er solle die nehmen, die ihm die reizendste schiene. Der Prinz antwortete mit einer tiefen Verbeugung, und ohne lange zu suchen, ging er zur Marquise Manzera.

„Die Königin hat mir befohlen — sagt' er — mit der reizendsten Dame der Versammlung zu tanzen. Ich zweifle nicht, daß Ihre Majestät die Marquise de Manzera damit hat bezeichnen wollen!“

Schwerlich möchte die Königin Ihre Wahl gut heißen, gnädiger Herr! — erwiederte die Marquise — Sie wird unzufrieden seyn, daß Sie ihrem Befehl so ubel nachkommen —

„Die Königin ist zu sehr Kennerin — antwortete er — als daß sie nicht mit mir eins seyn sollte, daß Sie die reizendste Dame ihres Königreichs sind, und sollte sie nicht so gerecht gegen Sie seyn, so soll mich das doch nicht hindern, Sie für die vollkommenste Ihres Geschlechts zu halten,

halten, die verdient, daß man ihr als Göttin huldigt und opfert!“

Die Marquese that wol, als wenn sie ihn nicht verstände; aber sie verstand ihn gut!

Sie ging bis an das Ende des Saals, und tanzte nachher mit einem so entzückenden Anstand, daß der Prinz vor Verwunderung außer sich, vergaß, wo er war, und hell ausrief: Gott! ist es möglich, daß Sie solch einen bezaubernden Anstand mit solch einer Schönheit verbinden können!

Die Marquese ward bei diesem wilden Erguß seines Herzens über und über roth. Der Ducheſſe Fernandine, ihrer Mutter, entging er nicht. Sie ward unruhig darüber; denn sie sah vorher, daß ihre Tochter, bei einem längern Aufenthalt des Prinzen in Madrid, seinen Nachstellungen ausgesetzt seyn würde.

Am meisten ward die Marquese dadurch bedrückt, daß ihr Gemahl den Ausruf des Prinzen gehört hatte. — Er ward unbeschreiblich eifersüchtig darüber; näherte sich ihr, und befahl ihr, brüsk genug, nicht mehr mit dem Prinzen zu tanzen. Die Marquese war nichts

wenig



weniger als überrascht bei diesem Nachtwort — sie kannte seine Laune — gehorchte, und stellte sich hinter den Stuhl der Königin, von wo sie den ganzen Abend nicht wieder weg kam. Doch konnte sie sich das Vergnügen nicht versagen, dem Prinzen mit Blicken zu folgen, die ihm deutlich sagten, daß ihr jenes feurige Compliment nicht misfällig gewesen. Wie gern hätt' er noch mit ihr geredet, aber sie vermied es mit der dringendsten Sorgfalt. Er konnte nicht zu ihr gelangen.

Indessen machten jene Worte allen Eindruck, den er nur wünschen konnte. Sie überzeugten sie ganz von seinem Herzensdrang. Das Benehmen des Prinzen entsprach seinen Worten zu sehr, als daß ihr ein Zweifel hätte übrig bleiben sollen. Sie dachte nicht darauf: wie sie 's anfangen wollte, ihn nicht zu lieben, sondern, wie sie ihm verbergen wollte, daß sie ihn liebte. Ein schweres Unternehmen! Sie kannte das Lästige, Mühsame, Herznagende desselben nicht! Der beste Weg dabei schien izt: den Anblick des Prinzen ganz zu meiden. Eine leichte Unbäßlichkeit, diente ihr eine Weile zur Entschuldigung, daß sie nicht

ausging, und daß sie die Gelegenheiten sorgfältig vermied, wo sie auf ihn stoßen konnte. Sie that noch mehr; sie befahl der Lora: nicht mehr vom Prinzen zu reden. „Ich muß das Andenken an ihn ganz aus meinem Herzen verbannen!“ sagte sie zu ihr.

Aber Donna Lora hielt sich nicht für schuldig, ihr zu gehorchen. (Die Geschenke des Prinzen hatten sie mit Leib und Leben in sein Interesse gezogen.) Sie redete unaufhörlich von ihm, und die Marquese hatte nicht Entschlossenheit genug, ihr mit Gewalt den Mund zu stopfen.

Der Prinz war von allem, was bei der Marquese vorging, unterrichtet. Er entschloß sich, an sie zu schreiben. Bruder Stephano mußte den Brief der Lora einhändigen. Anfangs machte diese erschrecklich viel Umstände; gab vor: sie habe strengen Befehl von ihrer Herrschaft, nicht ein Wort vom Prinzen zu verlieren; sie könne den Brief nicht übergeben — ihr ganzes Glück würde sie dadurch verscherzen.

Der Mönch sah, wo sie's drückte. Er blizte ihr mit einem Diamant in die Augen, sie drückte
die

die Augen dicht und fest zu, steck' ihn unbefehlet ein, und mit ihm, ohne daran zu denken, das Billet.

Noch diesen Abend hinterbrachte sie der Marquese, daß ihre stille Zurückgezogenheit die Flamme des Prinzen mehr anschüre, als lösche. Er habe einen Mönch in sein Interesse gezogen, der habe ihr einen Brief ausgehändigt. Bei diesen Worten erblaßte die Marquese.

Lora — rief sie zitternd — Du machst mich unglücklich! Soll ich die Pflicht gegen meinen Gemahl vergessen — Dazu willst Du mich verleiten, Lora? Siehst Du nicht, was für Schmerz und Ungemach mir droht, wenn ich in die Verbindung trete, die Du zu vermitteln suchst? — — Mein — nein, ich will mir nichts vorzuwerfen haben! — Sag mir kein Wort mehr vom Prinzen! — Mein Herz — fuhr sie fort, und die hellen Thränen rannen über ihre Wangen herab — sagt mir nur zu viel von ihm!“

Sie wollen also den Brief nicht annehmen? fragte Lora.

„Nein, nein! — rief die Marquese ungeduldig — Gib ihn dem wieder, der ihn Dir gegeben hat, und sag ihm: er soll sich entfernen, und nie wieder in mein Haus kommen!“

Donna Lora gerieth über diesen Bescheid in nicht geringe Bestürzung.

„Dann sind Sie schuld an dem Tode des Prinzen! — sagte sie — oder er nimmt in der Verzweiflung einen Weg, der Sie Zeitlebens gereuen kann.“ —

Lora — rief die Marquise — laß mich! Ich thue mir eine tödliche, peinigende Gewalt an. — Aber ich thue meine Pflicht — Dis Bewußtseyn muß mich für alles entschädigen!

Bei diesen Worten schwammen ihre Augen in Thränen. Lora hielt diesen Augenblick für günstig, den Brief des Prinzen zu erbrechen. Sie warf sich ihr zu Füßen.

„O, meine Gebieterin — rief sie — lesen Sie das Billet! Sonst denkt der Prinz, sie verachten ihn. Wie kann ein Herr seines Standes solch eine harte Behandlung ertragen? — Aber — was gehts auch mich an! — fuhr sie fort —

er kann mir künftig mit seinen Aufträgen vom Halse bleiben!“

Nun konnte sich die Marquise nicht länger halten. Ihr gepreßtes Herz machte sich mit Seufzern Luft. Lora studirte alle ihre Bewegungen. Sie fuhr fort, in sie zu dringen, und hatte tausend Gründe bei der Hand, um sie zur Erbrechung des Briefes zu bewegen. Als die Marquise sah, daß sie nicht aufhörte, sie zu quälen, stand sie hastig auf, und verschloß sich in ihr Kabinet. Lora hatte einmal versprochen, das Billet auszuhändigen; sie wollte auch Wort halten. Da sie's der Marquise nicht in die Hände bringen konnte, erbrach sie es, nahm das Couvert ab, und legte es zwischen einige Blätter Zeichnungen, nach welchen die Marquise des Nachmittags zu arbeiten pflegte. Dieser Kunstgriff schlug gut ein. Als die Marquise nach einigen Stunden zurückkam, um einen Blumenstrauß, den sie angefangen hatte, auszuzeichnen, fand sie den Brief. Sie konnte sich nicht enthalten, ihn zu lesen. Lora überraschte sie dabei. Sie drang von neuem in sie, darauf zu ant-

ante

antworten; aber die Marquese schlug es standhaft aus.

Lora beschrieb dem Bruder Stephano diesen Auftritt. Er fand das Benehmen der Marquese zärtlich aber tugendhaft; konnte sich nicht enthalten, sie zu beklagen, und hätt' es gern gesehen, daß sich der Prinz von ihr losgemacht, oder sich einen andern Sachwalter gesucht hätte. Doch bat er Loren von neuem um einige Zeilen von ihrer Hand in sie zu dringen. Sie wandte von neuem alles an: Gründe, Bitten — aber die Marquese ward böse, und drohete, ihrem Gemahl die Nachstellungen, die sie von ihr erdulden mußte, zu hinterbringen. Mithin sah der gute Vater keinen andern Weg vor sich, als den, welchen er gekommen war.

Der Prinz stand am Fenster. Er kannte ihn von weitem, und hatte nicht die Geduld, ihn zu erwarten. Er lief ihm entgegen, und streckte die Hand nach der Antwort der Marquese aus. Aber der Bruder stand baar und blank vor ihm und hatte nichts. Er bat den Prinzen, sich den Hergang erzählen zu lassen.

Sein

Sein Bescheid verursachte dem Prinzen eine tiefe Schwermuth. Er hielt sich für unglücklicher, als er wirklich war. Er glaubte, daß Lora, aus Gewinnsucht, die schmeichelhaftesten Stellen der Unterredung, die sie mit ihrer Gebieterin gehabt zu haben vorgab, fingirt hätte. Aber wahr sey es, daß sie ganz gleichgültig gegen ihn sey, sonst hätte sie ihm doch geantwortet: Dieser Gedanke bemächtigte sich seines Herzens so ganz, so mächtig, und trieb seinen Kummer auf den äußersten Grad.

So trauerte er drei Tage hin, ohne zu wissen, wozu er greifen sollte. Endlich entschloß er sich, den Bruder Stephano noch einmal zur Marquise abzuschicken, und ihm einen Brief voll der zärtlichsten Klagen mitzugeben, die ihr Herz erweichen sollten. Vergebens stellte ihm Stephano vor: daß seine zweite Ambassade eben so fruchtlos ablaufen würde, wie die erste. Der Prinz warf ihm Undankbarkeit, Harttherzigkeit vor, und zwang ihn damit zum Gehorsam. Er nahm hundert Pistolen für Lora mit.

Diese bekam dadurch neuen Eifer, neues Leben. Sie gab der Marquese das Billet. Ihr Herz überraschte sie diesmal — sie las es. Lora ward nun dringend beredt. Sie stellte ihrer Gespieterin vor: daß es unverzeihliche Ungerechtigkeit sei, wenn sie länger härtherzig bliebe, gegen einen Prinzen, der sie anbetete. Bis in den Himmel erhob sie des Prinzen Reize und Verdienste. „Ich will den Tod haben, sagte sie, wenn nicht jede andre Dame mit beiden Händen nach ihm griffe. — Sie allein können die Lieb' eines solchen Mannes ausschlagen!“

Nur das gefährliche Mädchen drückte und drängte die Marquese so lange, so unablässig, daß sie dieselbe, trotz ihrem festen Entschlus, zu einer Antwort schob.

Der Prinz hat diese Antwort sowohl, als seinen eignen Brief an die Marquese, nie aus der Hand gegeben, darum können wir sie hier dem Leser nicht mittheilen. Alles, was wir über die Antwort der Marquese, von seinen Vertrauten haben herausbringen können, ist dies:

„Ich bin nicht unempfindlich gegen Ihre Liebe — schrieb sie — Ich gestehe, daß ich Sie liebe, daß ich Sie bis zu meinem letzten Athemzug lieben werde; aber das ist alles, was ich für Sie thun kann. Ich beschwöre Sie, begnügen Sie sich hiermit. Unternehmen Sie's nicht, mich zu sprechen. Wir setzen uns beide der größten Gefahr aus!“

Aber dies Billet machte dem Prinzen zu große Hoffnung, als daß er sich damit hätte begnügen sollen. Die Gefahr schreckte ihn nicht. Sie war kein Beweggrund ihn abzuhalten. Ueberdies glaubt' er ihr auch, durch irgend ein Mittel, aus dem Wege zu gehn. Er hatte darüber mit Loren eine Unterredung, die unter dem Vorwand, frische Luft zu schöpfen, sich nach dem Königl. Pallast Casa del Campo, dessen Gärten an den Fluß Manzanares stoßen, verfügt hatte. Der Prinz kam in Begleitung des Bruders Stephano, der ihn für einen Italiener und Freund ausgab. Eine weiße Perücke, unter welche er sein nußbraunes Haar versteckt hatte, machte ihn durchaus unkenntlich. Lora hatte eine von ihren Nichten bei

bei sich; aber es ward ihr sehr leicht, sie mit dem Bruder Stephano allein zu lassen, und sich mit dem Prinzen abseit in eine Allee zu schlagen.

Sobald er mit ihr allein war, holt' er aus seiner Tasche eine Rolle Goldstücke, und bat sie sehr verbindlich, diese Kleinigkeit, als ein Zeichen seiner Erkenntlichkeit anzunehmen. Er versicherte, daß es hiermit noch nicht genug seyn sollte, wenn sie fortführe, ihm das Wort zu reden, er wolle auch für das Glück ihrer Nichte sorgen. — Nun bat er sie dringendst, ein Tete-a-Tete zwischen ihm und der Marquese zu vermitteln. Ob er gleich das alles in höchst unverständlichem Spanisch sagte, verstand ihn doch Lora außerordentlich leicht und gut.

„Ach, gnädiger Prinz — rief sie seufzend — wollte Gott! ich wäre die Marquise! Sie sollten ein Tete-a-Tete mit mir haben, und wenn's mein Tod wäre!“

Der Prinz dankte ihr für ihren guten Willen, und fuhr fort, sie zu bitten, daß sie ein Mittel zu einer Unterredung mit der Marquese ausfände; nach langem Gräbeln blieb es dabei, daß ihn

Lora zu ihr führen wollte, wenn sie sich länger weigerte, ihn zu sehn.

„Sie können alsdann meiner gnädigen Fratt zu Füßen fallen — sagte sie — und um Verzeihung bitten. Ich wollte drauf schwören, daß Sie sie erhielten. — Aber, setzte sie hinzu, Sie dürfen nicht eher abgehn, bis Sie auch für meinen Streich Vergebung von ihr haben!“

Als alles ins Reine war, ward es noch einmal bekräftigt und beschworen. Der Prinz entfernte sich, und beschwor sie, ihr Versprechen aufs baldigste zur Wirklichkeit zu bringen.

Sobald Lora zu ihrer Gebieterin zurückkam: erzählte sie, daß sie in Casa del Campo gewesen, und den Prinz gesehn habe.

„Ach, gnädige Frau — sagte sie — ach! wie hat er sich verändert! Er dauerte mich von Grund der Seelen. Und ich mußte weinen, als er sagte: er müsse aus Liebe zu Ihnen sterben. Er ist auf die Kniee gefallen, und hat mich inständig gebeten, ihn nur einen Augenblick zu Ihnen zu bringen. Ich habe ihm versprechen müssen, es Ihnen vorzustellen. Und wahrlich, gnädige Frau,

Frau, es ist Gewissenssache. Sie müssen mit ihm reden; sonst sind Sie an seinem Tode schuld. Reden Sie mit ihm. Sagen Sie ihm: daß seine Hoffnungen nicht auf den besten Füßen stehn“ —

„O Lora, Lora — was rätthst Du mir da! — antwortete die Marquese — Du kennst den traurigen Zustand meines Herzens. — Dein Rath soll es heilen?“

„Aber, gnädige Frau, können Sie's denn mit ansehen, daß er drüber ausgeht? Ja, ich sehe Ihnen für nichts — er thut sich ein Leid an. Die wilde verzweifelnde Mine, mit welcher er sprach — hätten Sie sehn sollen. Ich fürchte mich ordentlich. — Was ist denn so sehr Böses dabei, wenn Sie ihn zu sich kommen lassen, und ihm sagen: daß sein Hoffen vergebens ist, daß er auf schnelle Genesung bedacht seyn müsse. — Wenn er nicht mehr an Sie denkt, so werden Sie auch bald nicht mehr an ihn denken — glauben Sie meinen Worten.“ —

Wenn Du doch wahr redetest — rief die Marquese mit Thränen im Auge — aber ich fürchte das Gegentheil. — Doch, damit Du

mir nichts vorzuwerfen hast — fuhr sie fort — ich willige ein, Ersieh Dir eine Viertelstunde, wo ich mich mit ihm unterhalten kann.

Nun that Lora dem Prinzen kund, daß er die künftige Nacht erscheinen könnte.

Der Prinz war bei dieser Nachricht vor Freude außer sich. Er kleidete sich mit Sorgfalt an, warf sich in einen Mantel, und verfügte sich zur gesetzten Stunde mit Herrn von Sizchum, seinem Vertrauten, der dieser nächtlichen Wanderungen seit langer Zeit gewohnt war, zu einer kleinen Thüre, die in Manzera's Garten führte; hieher hatte ihn Lora bestellt.

Sein Unternehmen war so verwegen, daß er selbst nicht daran zu denken wagte. Es kam darauf an, dem Auge eines eifersüchtigen Gemahls, und einer wachsamem Mutter unentdeckt zu bleiben. Er hatte alles zu fürchten, wenn man ihn ertappte; und nichts war leichter, denn der Marques de Manzera und die Dúchesse Sermandine wohnten in demselben Hause, und ihre Fenster gingen nach dem Garten. Es konnten tausend verdrüßliche Fälle dazwischen kommen,
deren

deren Einer so gefährlich war, wie der andere. Aber seine natürliche Unerfrohenheit und heftige Liebe, schoben ihm nur die Gefahr vor Augen, um ihrer zu spotten; er ging ihr, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, entgegen.

Alles war aufs pünktlichste veranstaltet. Er fand das Pförtchen offen, und die dienstfertige Zofe in derselben. Hr. von Sizthum mußte warten, und er folgte Loren, die ihn auf einer schmalen Treppe in das Zimmer der Marquese führte. — Ich will das Entzücken der beiden Liebenden nicht malen, noch die Worte hersetzen, die ihr zitternder Mund stammelte. Erstes kann man sich leichter denken, als beschreiben; und letztere hat kein menschliches Ohr gehört.

So viel ist gewiß, daß sie keine Langeweile hatten, denn sie blieben drei Stunden bei einander. Die Marquese blieb ihrem Entschlus, dem Prinzen nur zu sehn, um von ihm Abschied zu nehmen, nicht sehr getreu. Sie nahmen und gaben das Versprechen, sich wieder zu sehn; und es geschah auch noch oft auf obige Art und Weise.

Eine Unbäßlichkeit des Marques de Mazerat war ihnen eine Zeitlang sehr günstig. Er kam nicht aus seinem Zimmer; wollte auch nicht, daß seine Gemahlin in selbigem schlief. Aber eben dieser Umstand, der sie begünstigte, machte nach der Zeit ihr Unglück.

Der Marques litt' an der Schlaflosigkeit. Er stand fast jede Nacht auf, und ging auf eine Gallerie, die nach dem Garten sah. Einmal trieb ihn die drückende Hitze aus dem Bette. Er öffnete ein Fenster, um frische Luft zu schöpfen, und in dem Augenblick bemerkte er, beim Schimmer des Mondes, eine Mannsperson, die von einer weiblichen Gestalt geführt ward, und von der Seite herkam, wo seine Gemahlin ihr Zimmer hatte. Sie gingen durch den Garten; die Mannsperson schlüpfte durch das Pfortchen, das in eine enge Gasse führte, und das Frauenzimmer kam zurück. Er erkannte in ihr — Loren. Da sie, ihrem Alter nach, allen Galans abgestorben seyn mußte, so war es ganz natürlich, daß er die Mannsperson für einen Liebhaber seiner Gemahlin hielt. In dem Augenblick fiel ihm der Ausruf

des

des Prinzen auf dem Ball ein — und nun lag sein ganzer Verdacht auf ihm.

Nie muß eines Menschen Verzweiflung so hoch gestiegen seyn, als jetzt beim Marquis. Die Untreue einer Gattin, die er nicht als Gattin sondern wie Mätresse liebte, die Schaam, sich von einem Weib betrogen zu sehn, brachten ihn beinahe um Gefühl und Verstand. Es dauerte lange, eh' er zu einem festen Entschluß in dieser Sache gelangte. Wenn er der ersten Hitze gefolgt wäre, so hätte er seiner Gemalin und Loren den Dolch ins Herz gestossen; als er aber kälter überlegte, daß er durch diesen blutigen Schritt, seine Schande aller Welt entdeckte, ohne doch den Urheber derselben bestrafen zu haben; so beschloß er, erst diesen seiner Rache zum Opfer zu bringen, und dann seine Gemalin nachzusenden, für die ihm die fürchterlichste Strafe zu gelinde schien.

Der Tag brach über seine Verzweiflung an. Um sie seinen Leuten zu verbergen; legte er sich nieder; stellte sich kränker, als jemals, und befahl, niemand vor ihn zu lassen, selbst seine Gemalin nicht, die seit seiner Krankheit mit ihrer Mutter

den Nachmittag in seinem Zimmer zubrachten. Ein einziger Lakay blieb bei ihm, sein Kammerdiener und Vertrauter. Der Marques entdeckte sich ihm, und zog ihn zu Rath bei seinen Entwürfen zur Rache. Der Tod des Prinzen, oder, wer auch der Liebhaber der Marquese sonst seyn möchte, ward in diesem Blutrath beschlossen. Der Kammerdiener nahm die Ausführung auf sich, und versprach, noch drey Kerle zu schaffen, die, ohne zu wissen, wem es gelte, alles morden sollten, was sich zur Nachtzeit an dem Pfortchen sehen lieffe.

Während der Marques über diese schreckliche That brütete, waren unsre Liebende einzig mit ihrer Liebe beschäftigt, und lieffen sich das Unglück, welches man ihnen bereitete, nicht träumen.

Als die Marquese in das Zimmer ihres Gemahls gehn wollte; erfuhr sie seinen Befehl, der ihr gar nicht auffiel. Denn der Marques war ausserordentlich mit der Migräne geplagt, und wenn sie ihn anfiel, so verschloß er sich, und niemand, als sein Kammerdiener durfte zu ihm. Sie glaubte, daß ihn dies Uebel noch plagte,
und

und war gewiß, daß er blos darum allein seyn wollte.

Es vergingen zwei Tage — der Kammerdiener konnte keine drei Banditen zusammen finden. Aber am dritten Tage benachrichtigte er den Marquis, daß alles ins Werk gesetzt sei, und daß nun dem Opfer nichts, als das Opferthier fehle.

Der Marquis war gewiß, daß sein verabscheuter Nebenbuhler die kommende Nacht erscheinen würde, darum schob er auch seine Rache nicht länger auf. Er gab Befehl, daß sich die Banditen in das kleine Gäßchen, wo die Thür hinausging, postiren, und jede Mannsperson, die sich an derselben zeigte, mit Dolchstichen empfangen sollten.

Alles schlug ein, wie es eingefädelt war. Die vier Menehelnbrüder (der Kammerdiener führte an) durften nicht lange warten. Sie sahen einen Menschen, in einen Mantel gehüllt, daher kamen, gerade auf die Gartenthür zu. Als er einen Schlüssel herauslangte, sie zu öffnen, stürzten sie auf ihn ein, und gaben ihm einige Stiche, eh' er sich zur Gegenwehr setzen konnte. Aber

nun

nun zog der Prinz (denn wer konnte es anders seyn?) ein paar Pistolen, und schmetterte den einen, der ihm am wütendsten zu Leibe ging, vors Gehirn. Sizhum, der am Eingang der Gasse stehn geblieben war, kam auf den Schuß herzu. Er fand den Prinzen mit blossem Degen, wider drei Kerls ringen. Er sprang auf seine Seite; das Gefecht ward blutig und hartnäckig. Noch ein Bandit ward zu Boden gestreckt, und der dritte tödlich verwundet. Der vierte nahm die Flucht, und der Prinz und Sizhum gaben sich die Mühe nicht, ihn zu halten.

Der Prinz war froh, daß er der Gefahr entgangen war, und eilte, trotz seinen Wunden, um sein Hotel zu gewinnen. Dies schützte ihn vor der Schande, von den Alguazils, die der Schuß herbeigezogen hatte, arretirt zu werden. Sie hoben die beiden Todten und den Verwundeten auf. Letzterer verlangte einen Geistlichen. Er entdeckte diesem im Beisein des Alkalden und anderer Zeugen, daß ihn der Marques von Manzera zu Mord gedungen habe, und einige Augenblicke darauf starb er.

Als der Prinz zu Hause kam, ließ er seine Wunden besichtigen. Sie waren nicht tödlich; und sein Leibchirurgus versicherte ihm, daß er, wenn er drei oder vier Tage das Bette hüten wollte, bald wieder ausgehn sollte. Der Prinz befahl ihm, niemanden von seiner Verwundung etwas zu sagen, auch Sizthum durfte gegen niemand ein Wort von diesem Abenteuer fallen lassen. Er wollte des guten Rufs der Marquese schonen.

Ihr Schicksal beunruhigte ihn tausendfach mehr, als seine Wunden. Denn es fiel in die Augen, daß er sie niemand anders, als dem Marques von Mánzera zuzuschreiben hätte. Er dachte sich das unglückliche Weib, aller Mut eines eifersüchtigen Väterichs ausgesetzt, und in seinem Herzen stiegen fürchterliche Ahnungen auf. Er sagte zu Sizthum: Ich verzeih' es dem Marques, daß er nach meinem Leben trachtete; aber vergreift er sich an seiner Gemahlin, und ich habe das Unglück, daß es ihm gelingt, so will ich ihn auf eine Art dafür strafen, daß ganz Spanien davon voll seyn soll.

Unter:

Unterdesſen war der Wallaſt von Manzera, der Schauplaz von Verwirrung, Schrecken, Traurigkeit, Graufen! Als der Marques hörte, daß der Prinz ſeiner Rache entgangen war, und daß die Juſtiz durch den Banditen ſeinen vorgehabten Meuchelmord erfahren habe, hielt er ſich für verloren — aber, er wollte nicht eher ſterben, bis er ſeine heiſſe Rache in Blut abgefühlt hätte. Er ergrif einen Dolch und einen vergoldeten Becher voll Gift. Mit dieſen ſchrecklichen Rächern ſtürmte er in das Zimmer ſeiner Gemahlin, wo er auch Loren vor Schrek und Furcht halbtod fand. Sie hatten den Piſtolenſchuß gehört, und als darauf der Prinz nicht erſchien, fürchteten und wußten ſie alles, was vorgefallen war. Von dem Augenblick an, ſchien ihnen der Tod unvermeidlich. Dieſer fürchterliche Gedanke hatte ſich ihrer ſo ſchnell und ſtark bemächtigt, daß ſie nicht einmal daran gedacht hatte, das Zimmer abzuschließen.

Die wilde Mine des Marques, und der Dolch und der Becher, die er in Händen hatte, lieſſen ſie über ihr Schickſal nicht lange zweifelhaft.

felhaft. Lora erschrak so sehr, daß sie ohnmächtig zurück sank.

„Ja, Du Ungeheuer — schrie der Marques — Du sollst sterben, aber von meinen Händen!“

Mit den Worten stieß er ihr den Dolch in die Brust. Und nun wandt' er sich mit wüthendem Blik zur Marquese; der rasende Grimm, der in seiner Brust arbeitete, lähmte seine Zunge.

„Wähle! brach er endlich heraus — Wähle! Gift oder Dolch!“

O, mein Gemahl! rief sie, und hob die Hände gen Himmel — Erbarmen! Erbarmen! Ich bin so schuldig nicht, wie Sie denken! — Nur ein paar Augenblicke, um meine Seele Gott zu befehlen! —

Ihr hartherziger Gemahl blieb ungerührt.

„Dein Urtheil ist gesprochen — rief er mit schrecklicher Stimme — Du mußt sterben! Wähle! Gift oder Dolch! — Die Strafe ist noch zu gelinde!“

Als die Marquese sah, daß nichts sein Herz erweichen konnte, wählte sie den Giftbecher. Der Marques wandte kein Auge von ihr, als

sie

sie ihn trank. Er stand unbeweglich vdr ihr, und peinigete sie mit Vorwürfen, so lange, bis er vermuthete, daß das Gift sich ihyer so bemächtigt habe, daß alle Rettung unmöglich sei. Nun ließ er sie allein, und Loren sterbend zu ihren Füßen.

So bald er fort war, versuchte die Marquese, ihre Frauen zu rufen, aber sie hatte so viel Kraft nicht mehr. Sie sank in einen Lehnstuhl, und würde hier gestorben seyn, ohne daß jemand anders, als ihr Barbar von Gemahl, etwas davon gewußt hätte, wenn nicht von ohngefähr ein Hundchen, das sie sehr liebte, an die Thür einer Garderobe gekrazt hätte. Eine Kammerfrau öffnete sie, und sah die Marquese auf dem Lehnstuhl sitzen, und Loren auf der Erde. Sie rief die andern herbei, und ließ der Düşesse Serhandine den traurigen Zustand ihrer Tochter hinterbringen. Sie kam mit Schrecken ihrer Tochter zu Hülfe. Sie fand sie auf dem Lehnstuhl. Das Feuer ihres grossen, sonst so lebhaften Auges, war erloschen; eine fürchterliche Blässe hatte ihr Gesicht überzogen; sie konnte nicht reden; nur seufzen konnte sie. Einigemal
rief

rief sie ganz schwach: Ich bin vergiftet! Alles, was um sie her stand, weinte. Die Duesse war in Verzweiflung. Sie beschwor ihre Tochter, zu reden, zu sagen, was ihr fehle — ob sie gleich leicht errathen konnte, was es war. Lora'n sah sie todt vor sich; ihre Tochter in den letzten Zügen; der Marques erschien nicht, als man ihn rief — lauter Dinge, die ihr den Urheber dieser blutigen That verriethen. Sie ließ Aeryte holen; aber sie erklärten: die Marquese würde über zwei Stunden nicht leben. Man konnte sie nicht retten, denn sie nahm kein Medikament. Sie starb in den Armen ihrer Mutter.

Indessen diese traurige Scene in dem Zimmer der unglüklichen Marquese vorging, mußte Manzera in dem seinigen die fürchterlichsten Quaalen erdulden. Er schauderte vor sich selbst, wünschte sich hundertmal den Tod; seine Natur hielt die schreklichen Bewegungen und Zuckungen in seinem Innern nicht aus; Fieberschauer ergriffen ihn mit solcher Wuth, daß man seine Krankheit von diesem Augenblick an für tödlich hielt.

Als er sein Ende nahen sah, ließ er die D^uchesse bitten, ihn zu besuchen, und ihm diesen letzten Trost nicht zu versagen. Sie eilte in sein Zimmer. Als sie hereintrat, gab er ihr ein Zeichen, sich zu ihm ans Bette zu setzen, und begann mit schwacher, langsamer, bebender Stimme, die Erzählung von allem, wozu ihn seine rasende Eifersucht verleitet. Er zeigte so viel Reue, Schmerz und Kummer, er bat so dringend um Verzeihung, daß ihm die D^uchesse ihr Mitleid nicht versagen konnte.

Die Gegenwart der D^uchesse hatte ihn in so eine heftige Bewegung gesetzt; er hatte sich so gewaltsam angestrengt, um mit ihr zu reden: das Andenken an seine schreckliche That packt ihn so fürchterlich, daß er in einen Zustand verfiel, der ihn alles Verstandes beraubte. Man sah, daß sein letzter Augenblick da war. Die D^uchesse konnte den traurigen Anblick nicht aushalten. Sie entfernte sich, und ließ ihn unter seinen Bedienten, in deren Armen er starb.

Der Rang des Marques, und die Freundschaft, deren ihn der König würdigte, machte, daß die
Justiz,

Justiz, so lange er am Leben war, nicht wider ihn verfuhr. Und als der König seinen Tod vernahm, befahl er: sein Andenken nicht zu beschimpfen. Es ward alles so geheim gethan, daß man von allen obigen Umständen nichts erfahren hätte, wenn es die Dürchse nicht einer von Loren's Nichten; und diese es nicht dem Bruder Stephano erzählt hätte. Durch diesen erfuhr es der Prinz.

Der Prinz war äußerst gerührt, als er die Umstände dieses traurigen Auftritts vernahm. Man hat oft aus seinem Munde, selbst noch am Ende seines Lebens gehört, daß er kein Weib je so zärtlich und innig geliebt hat, als die Marquese; und daß er nie einen Schmerz gefühlt, jenem ähnlich, den er bei ihrem Verlust empfunden hätte.

Nach dem Tode der Marquese fand der Prinz Madrid abscheulich. Seine Wunden waren geheilt. Er gab Befehl zur Abreise, und ging an den Hof zur Abschiedsaudienz. König und Königin empfingen ihn mit möglichster Achtung und Aufmerksamkeit. Sie baten ihn, noch eine Zeitlang zu verweilen, aber er gab wichtige Angele-

geinheiten vor, die seine Rückkehr nach Sachsen nothwendig machten. Der König schenkte ihm vier herrliche Reitpferde, acht Maulthiere und einen Degen mit Diamanten besetzt. Die Königin gab ihm zwei Tapetenzelte von ausserordentlichem Geschmak und Pracht; noch eine Menge Indischer Seltenheiten, und über das alles noch ihr Porträt mit Diamanten umfaßt. — Wäre er nicht über den Tod seiner geliebten Marquese noch traurig gewesen, so hätte er, vollkommen vergnügt über die Ehrenbezeugungen, womit man ihn überhäufte, und über die Verbindlichkeit der Spanier, Madrid verlassen.

Sein Rückweg ging durch Valenzia und Katalonien. In Barzelona, wo ihm vom Gouverneur ausserordentliche Ehrenbezeugungen erwiesen wurden, blieb er einige Tage.

Von Barzelona ging's auf Perpignan, die Hauptstadt von Roussillon. Hier sah er mit Verwunderung die unermesslichen Werke, womit Ludwig der Vierzehnte diese Stadt umschloß. Von da ging er durch Languedoc und Provence nach Italien.

Sein

Sein Schmerz war gemilderter. Sein angeborener Hang zur Galanterie, und alle die Eigenschaften, die in derselben des Besizers Glück machen können, schoben ihn zu neuen Liebchaften, worüber er die unglückliche Marquese von Manzera bald vergaß.

Venedig und Rom sind von jeher, im Punkt der Politik und Galanterie, gleichberühmt gewesen — und in diesen Städten brachte der Prinz seine meiste Zeit zu.

Der Senat von Venedig riß sich, um ihn ehrenvoll zu unterhalten, von dem strengen Gesetz los, welches den Edlen verbietet, mit einem Fremden umzugehen, und erlaubte ihnen, sich zu ihm zu finden. Er ernannte drei, um den Prinz zu begleiten, und ihm alle Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Es ging so weit, daß er auch den Damen erlaubte, ihre Diamanten und farbichte Kleider zu tragen, so lange sich der Prinzen in Venedig aufhielte. Seit Heinrich dem Dritten, König von Frankreich und Polen, hatte kein Prinz so viel Ehre von der Republik genossen.

Jeder Nobile insbesondere bestrebt sich, den Prinzen zu unterhalten und zu belustigen. Kein Tag ging ohne Ball, Konzerts, Luftfahrten und andere Feten hin. Hierzu kam das Fest der Vermählung des Doge mit dem Meere, wodurch eine unglaubliche Menge Fremden herbeigezogen ward. Nie muß Venedig so glänzend gewesen seyn.

Diese Feierlichkeit fiel grade auf einen jener schönen Tage, wo die Sonne hinter den Wolken bleibt, wo man weder Wind noch Hitze fühlt — Darum waren der Gondeln und Kleinern Fahrzeuge eine unendliche Menge. Alle waren gedrückt voll von Masken beiderlei Geschlechts. Der Prinz befand sich mit seinem Gefolge, und mit vielen jungen Teutschen Edelleuten in einer Ploote, alle Spanisch gekleidet. Diese Tracht hob seinen trefflichen Bau außerordentlich, und eine Menge von Zuckerwerk hagelte auf ihn, womit ihm die Damen ihr Behagen an ihm zu erkennen gaben. Er bemerkte, daß unter allen den Masken nur zwei waren, die diese Ehrenbezeugung nicht mitmachten. Sie waren wie

Spai

Spanierinnen gekleidet, hielten sich in ihren Gondeln ganz ruhig, und schienen mehr da zu seyn, um freie Luft zu schöpfen, als Antheil an dem Feste zu nehmen. Die eine schien von ausserordentlicher Schönheit. Ihr Hals war von einer blendenden Weisse, und ließ vermuthen, daß das, was die Maske verbarg, nicht minder reizend seyn müsse. Ihr Anzug war von edler Einfachheit, aber äusserst prächtig, und ein feiner Geschmack herrschte in dem Ganzen. Dem Prinzen dünkte sie reizend, und da er von seinen Schiffleuten nicht erfahren konnte, wer sie waren, so befahl er ihnen, der Gondel der zwei Spanierinnen nachzusteuern. Sie ließen bei dem Markusplatz anlegen, wo der Sammelplatz aller Masken an dieser Feierlichkeit ist.

Der Prinz stieg fast zu eben der Zeit, da die zwei Damen ihre Gondel verließen, aus seiner Pirotte. Er folgte ihnen, um sie, ob er sie gleich nicht kannte, anzureden; in dem Augenblick näherte sich ihm der Mobile Moncenigo mit den Worten:

„Kann ich nicht das Glück haben, Ew. Hoheit meine Frau vorzustellen, Sie ist erst gestern von einer Wallfahrt nach Loretto zurückgekommen, deshalb hat sie das Vergnügen noch nicht haben können, Ihnen vorgestellt zu werden.

Dem Prinzen würde es zu ieder andern Zeit sehr willkommen gewesen seyn, mit einer Dame von Moncenigo's Stande bekannt zu werden — jetzt dacht' er auf eine Entschuldigung, um sich davon loszumachen. Aber Moncenigo gab ihm nicht Zeit zur Antwort, sondern rief: Madame! Madame! Der Prinz, der noch kein Auge von den beiden Spanierinnen verwandt hatte, bemerkte, daß sie sich umsah, als sie Moncenigo's Stimme hörten. Sie kehrten sogleich zurück, und kamen näher.

„Hier, Madame — sagte Moncenigo — und wandte sich an die, welche der Prinz so genau in's Auge gefaßt hatte — machen Sie dem Prinz von Sachsen Ihren verbindlichen Respekt, und helfen Sie mir, ihm die Honneurs zum Theil zurückzugeben, womit mich der Kurfürst, sein Vater, in Dresden überhäuft hat!“

Frau

Frau von Moncenigo ließ den Arm der Frau von Cornaro, ihrer Gesellschafterin, fahren, nahm ihre Maske ab, und näherte sich dem Prinzen; aber er kam ihr zuvor, nahm auch seine Maske ab, und redete sie mit jener Feinheit und edlen Freimüthigkeit an, die den Personen von seinem Rang' eigen ist. Frau von Moncenigo erwiederte es mit einer Bescheidenheit und sanften Sittsamkeit, die den Prinzen so sehr, wie ihre außerordentliche Schönheit, entzückte. Sie sagte ihm viel Verbindliches, über die Freude, die Venedig empfände, ihn in seinen Mauern zu sehn, und über das Ruhmliche, was das Gerücht von ihm zu ihnen herüber gebracht hätte. Der Prinz gab ihr das alles mit so viel Feinheit und Geist zurück, daß sich Frau von Moncenigo gestand, seine Verdienste überträfen das alles noch himmelweit, was man ihr von ihm gesagt hätte.

Als die Antrittskomplimente vorbei waren, stellte sie ihm auch die Frau von Cornaro, eine der schönsten Damen von Venedig, vor. Der Prinz machte ihr sein Kompliment mit aller der Ach-

tung, die er einer Person ihres Standes schuldig zu seyn glaubte.

Die Gesellschaft nahm ihre Masken wieder vor, und promenirte. Der Prinz sagte ihnen tausend verbindliche Sachen, und die Konversation war die lebhafteste, gut unterhaltendste von der Welt. Sie fanden so viel Geschmak daran, daß sie fast die einzigen Masken waren, die noch promenirten.

Frau von Cornaro bemerkte dies zuerst, und erinnerte, daß es Zeit sei, aufzubrechen. Moncenigo nahm das Wort, und sagte zum Prinzen, daß er einige gute Freunde zur Tafel gebeten habe: Er wag' es kaum, sich die Freiheit zu nehmen, die Gesellschaft mit seiner Person glänzend zu machen; wollt' er ihm aber die Gnade erzeigen, so wollt' er sich bestreben, ihn so aufzunehmen, wie es sein Rang und seine Verdienste erforderten.

„D — unterbrach ihn seine Gemahlin — Moncenigo, denken Sie nicht daran, den Prinzen an unsrer schlechten Tafel zu sehn.“ —

Ja, Madam, ja! erwiederte er — Ich wag' es, dem Prinzen meine geringe Tafel anzubieten, Ich hoffe zu seiner Güte, daß er's uns verzeihen wird, wenn wir ihn nicht ganz so empfangen können, wie wir wollten. Heute wollen wir ihn empfangen, wie einen Grafen von Meissen, auf ein andermal bitte ich mir die Gnade aus, ihn als Prinzen von Sachsen zu bewirten.

Der Prinz dankte ihm verbindlichst, und bat um seine Freundschaft, für den Graf von Meissen sowol, als für den Prinzen von Sachsen; versicherte ihn seiner unumschränkten Achtung, und setzte hinzu: Er wäre entzückt über den Fuß, auf welchem er mit ihm konversirte, und wenn er wüßte, daß seine Gegenwart der Frau von Moncenigo nicht unangenehm wäre, so wolt' er seine Einladung mit Dank annehmen.

Frau von Moncenigo erwiederte, daß sie kein größeres Glück kenne, als ihn bei sich zu sehn, und wenn sie sich vorher, dem Anliegen ihres Gemahls entgegen gesetzt hätte, so sey's blos aus Furcht geschehn, daß ihre Bewirtung zu gering ausfallen möchte.

Der Prinz erwiederte sehr galant: das Glück, unter Ihren Augen zu sehn, ersetze alles, alles!

Er reichte ihr seinen Arm, und half ihr in Ihre Gondel. Frau von Cornaro folgte ihr. Der Prinz stieg mit Moncenigo in eine andre Gondel.

In Moncenigo's Pallast fand er die Damen Foskarini, Pesero und Nani, in Gesellschaft der Nobili Justiniani und Grimani. Alle diese waren unter sich verwandt, und machten einen kleinen Zirkel, wo wenig andre Zutritt hatten. Sie waren alle überrascht, als sie den Prinz von Sachsen erscheinen sahn, denn jene ungenirte Art, wie ihn Moncenigo einlud, war nicht Sitte bei ihnen, und ob sie gleich aus ihrer kleinen Societät alle Bezwungenheit verbannt hatten, konnten sie sich doch nicht so völlig von den Vorurtheilen losreißen, die die Erziehung bei ihnen ange setzt hatte, daß sie sich hätten überzeugen können, man dürfe auch einen Fremden auf vertrauten Fuß behandeln.

Der Prinz bat sie mit so viel Politesse und Herablassung, ihm zu verzeihen, daß er sich in
ihre

Ihre Societät drängte, und verlangte so dringend, daß sie ihn ganz als einen aus ihrer Partei behandeln möchten, daß sie Moncenigo'n nicht genug für seine Einführung danken konnten. Man verbannte das lästige Ceremoniel, und vielleicht war nie in Venedig eine Tafel, an welcher die Freude und der Scherz so vollkommen, so ununterbrochen waren.

Nach der Tafel machte die ganze Gesellschaft eine Lustfahrt auf dem grossen Canal da Marena. Von da ging's auf den Markusplatz, und darauf in die Oper. Nach der Oper war Souper bei Moncenigo, und erst am andern Morgen, als der Tag anbrach, gingen sie auseinander.

Moncenigo's Anwesenheit hatte den Prinzen verhindert, seiner reizenden Gemahlin den lebhaftesten Eindruck grade heraus zu gestehn, den sie auf sein Herz gemacht hatte. Aber dennoch hatt' er sich ihr verständlich zu machen gesucht, und sie hatte ihn sehr gut verstanden.

Frau von Moncenigo konnte, in Rücksicht ihres Charakters, für das vollkommenste Weib gehalten werden. Sie sah sehr wohl,
wohin

wohin der Prinz wollte, und ward unruhig dars
über. Sie liebte und schätzte ihren Gemahl; seit
fünf Jahren, so lange sie mit ihm verheuratet war, hatte sie keinen Zwist mit ihm gehabt.
Sie befürchtete von Seiten des Prinzen, Störung dieser schönen Eintracht. Doch beschloß sie, sich gegen ihn so zu benehmen, daß er sogleich alle Hoffnung aufgab, und sie ihrer süßen Ruhe nicht verlustig machte. Vermeiden — wollte sie den Prinzen nicht; denn sie mußte, daß Schwierigkeiten das eben erst aufloodernde Feuer eines Liebhabers, mehr anschüren, als löschen. Sie beschloß, ihn weder zu fliehen, noch zu suchen, und ihre bisherige Art zu leben, fortzusetzen.

Der Prinz war voll Ungeduld, ihr den Zustand seines Herzens zu entdecken. Er war da, so bald er glauben konnte, daß sie sich sprechen ließe. Obgleich Frau von Moncenigo allein war, als er sich anmelden ließ, trug sie doch kein Bedenken, ihn vorzulassen. Anfangs war die Konversation ziemlich gleichgültig; sie bezog sich auf die Vorfälle von gestern; aber endlich sprang

sprang der Prinz dahin über, wohin er wollte. Er that ihr eine Erklärung, welche Geist, Leben und Blut athmete, die jede andre in Feuer und Flammen gesetzt haben würde, nur Frau von Moncenigo nicht. Sie hörte ihm ganz gelassen zu, und ließ ihn alles, was ihm seine Leidenschaft auf's Herz geworfen hatte, ausschütten, ohn' es ihm mit Einspruch schwer zu machen, ohn' ihn zu unterbrechen. Erst, als er ganz fertig war, nahm sie das Wort.

Ich habe alle die schönen Sachen, die Sie mir da sagten, aufmerksam angehört — sagte sie mit einem unbeschreiblich reizenden Lächeln — und ich leugne Ihnen nicht, daß die feine Wendung, die Sie ihnen gaben, und die meisterhafte Art, wie Sie sich in unsrer Sprache ausdrückten, mich entzückt hat. Ich bin Ihnen für die Empfindungen, die Sie für mich zeigen, mehr, als ich's ausdrücken kann, verbunden. Aber ich kann und will nicht darauf antworten, und darum bitt' ich Sie, dieselben in Achtung und Freundschaft zu verwandeln. — Und dann, hier haben
 Sie

Sie mein Wort darauf, will ich nicht urdankbar seyn. —

O, Madam — rief der Prinz — Sie verdienen stärkere Empfindungen, als Freundschaft, Achtung. —

Unterbrechen Sie mich nicht, Prinz — nahm sie das Wort — Ich habe Sie ununterbrochen alles sagen lassen, was Sie mir sagen wollten, nun erlauben Sie auch mir ein paar Worte. — Bis hieher, bis hieher ist, Gott sei gedankt, meine Tugend noch nicht bestürmt worden. Viele Ihres Geschlechts sagten mir: sie liebten mich; aber Ihre Tiraden rührten und ängstigten mich nicht, weil ich überzeugt bin, daß man tugendhaft seyn kann, ohne murrköpfig zu seyn. Ich erwiederte die Empfindungen nicht, die sie für mich haben wollten, und ihre Liebe schloß ein. Ihnen werde ich's gerade auch so machen; es wird auch bei Ihnen dieselbe Wirkung haben, hoff' ich! Den sprechendsten Beweis Ihrer Achtung könnten Sie mir dadurch geben. Ja, es ist der einzige Weg, den Sie nehmen müssen. —

Denn,

Denn, bedenken Sie selbst, was können Sie von mir fodern? Ich bin nicht mehr frei. Und wär' ich's auch, so fühl' ich, daß mir das Schicksal nicht günstig genug ist, die Gattin eines Fürsten zu seyn; und noch lebhafter fühl' ich, daß meine Tugend zu viel Stolz hat, um seine Matresse zu werden. Bedenken Sie selbst, Prinz, ob ich jetzt, als Gemahlin eines der verdienstvollsten Männer unsrer Republik, den ich schätze, den ich liebe, von dem ich zärtlich geliebt werde — ob ich unter diesen Umständen, ohne vor Schaam zu vergehen, eine fremde Flamme nähren kann? — Nein, Prinz, nichts in der Welt soll mich meiner Pflicht ungetreu machen. Ihre Achtung will ich mir erringen, wenn es möglich ist; aber das kann ich nur, wenn ich meine Tugend rein erhalte. Ihr Gefühl ist zu fein, als daß Sie eine Person lieben könnten, die Sie nicht schätzen. — Was hätte ich davon, wenn ich Ihre Liebe erwiderte? Ich würde an dem edelsten der Männer zur Verrätherin; ich ginge Ihrer Achtung verlustig, mithin, bald hernach, auch Ihrer Liebe; nichts bliebe mir, als das bittere An-

E

denken

Denken meiner Schwachheit. — Was ich Erw. Hoheit jetzt schon sage, würde Ihnen jede andre erst nach Jahren gesagt haben; aber dafür habe ich auch die Beruhigung, daß ich Sie nicht mit falschen Hoffnungen hingehalten und getäuscht habe. — Ich versichre Sie (fuhr sie lächelnd fort) es gibt in Venedig eine Menge Damen, die tausendmal schöner sind, als ich, und die nicht scheel sehn würden, wenn Sie sich an ihren Triumphwagen fesselten. Sie können überall weit glücklicher seyn, als bei mir!“

Der Prinz hatte ihr mit der äussersten Mageduld zugehört. Die Achtung, die er vor ihr hatte, erlaubte ihm nicht, sie zu unterbrechen. Als sie aufhörte zu reden, versucht' er, ihre Gründe umzustossen. Er sagte ihr alles, was Liebe sagen kann, um zu rühren — warf sich ihr endlich zu Füßen.

„Uns Himmels willen, Prinz — rief sie erschrocken und hob ihn auf — bis jetzt hab' ich alles, was Sie mir sagten, für bloße vorbeiräuschende Süßigkeiten gehalten; aber nun seh' ich, daß es Ernst wird, nun muß ich auch im Ernst mit

mit Ihnen reden. — Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir nichts mehr von Liebe, ich sehe mich sonst gezwungen, Sie allein zu lassen. — Noch einmal — suchen Sie sich eine Andre! Ich darf und mag Sie nicht weiter hören. Wollen Sie nicht an sich halten, so bringen Sie's so weit, daß ich, so lange Sie hier sind, mich tief aufs Land verstecke. Das würde meinem Gemahl unendlich kränkend seyn, und ich darf sagen, daß er für die Ehrfurcht und unumschränkte Achtung, die er gegen Ew. Hoheit trägt, diese Kränkung nicht verdient hat.“

Diese Worte, die mit einem edlen Stolz gesagt wurden, hoben des Prinzen ganze Kunst zu lieben aus dem Sattel. Er sahe wol, daß hier nichts zu hoffen war: aber doch konnt' er sich nicht entschliessen, so mir nichts dir nichts, eine Eroberung im Stiche zu lassen, die er schon in den Händen zu haben glaubte.

Er setzte von neuem an, ihre schönen Sentiments behutsam auf die Seite zu schieben; aber sie stellte sich, als verstände sie ihn nicht. Sie that noch drei oder vier Fragen an ihn, die ihn vollends

aus aller Fassung brachten. Zum Glück kam Gesellschaft; er erhielt dadurch Zeit, sich wieder zu ermannen. Man bot ihm ein Spiel an; er nahm es an; spielte aber mit so viel Zerstreuung, daß er am Ende nicht mehr wußte, was er that. Aber Frau von Moncenigo war in der heitersten Laune von der Welt. Das bracht' ihn in Verzweiflung. Als das Spiel zu Ende war, bat ihn Moncenigo zum Souper, aber er schlug unter dem Vorwand: er habe noch wichtige Briefe zu besorgen, ab.

Als er aus seiner Gondel stieg, überreichte ihm sein Gondelier ein Billet. Der Prinz konnte nicht begreifen, von wem es seyn sollte. Er nahm es und las es noch an der Treppe. — Man gab ihm darin um Mitternacht ein Rendez-vous; bat ihn: allein zu kommen, und sich von seinem Gondelier sagen zu lassen, was er zu thun hätte, um in die Arme einer Dame zu kommen, die sich seiner würdig achtete.

August, dem dergleichen Abenteuer außersordentlich angenehm waren, und der überdies den Verdruß über seine unglückliche Expedition bei der
 Frau

Frau von Moncenigo gern zerstreuen wollte, bedachte sich nicht einen Augenblick, dies süsse Anerbieten anzunehmen. Er vertraute sich der Leitung seines Gondeliere, für dessen Treue ihm einer der vornehmsten Banquiers gut gesagt hatte. Es war beinah zwölf Uhr, mithin keine Zeit zu verlieren. Er hüllte sich in seinen Mantel, steckte ein paar Sakpistolen zu sich, und stieg so in die Gondel, ohne zu wissen, wohin man ihn bringen würde. Der Gondelier, der ihm das Billet gegeben hatte, ließ seinen Kammeraden rudern, und nahm bei dem Prinzen Platz.

„Ja, sagt er, Ew. Hoheit sind bildschön, Sie verdienen auch eine schöne Liebste. Ich will Sie jetzt zu einer bringen. Sie ist sehr vornehm, und muß ihres gleichen an Schönheit nicht haben. Sie ist erst achtzehn Jahr, und ist noch keinem Menschen gut gewesen, als Ihnen!“

Der Prinz lächelte über diesen Vorbericht, und erkundigte sich sehr angelegentlich nach dem Namen der Dame, nach den Umständen, unter welchen, und auf was Weise er das Billet

überkommen, woher er, der Gondelier, sie kenne?
Aber der gab ihm herzlich dürftige Auskunft.

„Mit dem Namensfagen, ist's nichts, gnädige
Hoheit — erwiederte er — man hat mirs auf
die Seele gebunden, keinem Menschenkinde ihn zu
nennen, und nun sollen mich vier Pferde zerreißen,
eh' ichs sage. Das Billet hab' ich heute früh in
der Kirche gekriegt. Ich hörte die Messe ein
Bischofen. Eine alte Trutschel gabs mir. Sie
hatte sich unter einen langen Mantel verkrochen.
Sie gab mir einen Wink — ich hinter drein.
Sie brachte mich in eine Winkelgasse, und da
gab sie mir das Billet, das ich Ihnen gegeben
habe, und sagte: Ihre Herrschaft wäre zum
Krankwerden in Sie verliebt, sagte sie, und
wollte Sie gern sprechen. Ich mußte ihr zusa-
gen, Sie heute Nacht unter die Fenster ihrer
Herrschaft zu fahren. Sie will aufpassen und
eine Strickleiter fest machen, die ich ihr zuwer-
fen soll; auf diese Leiter sollen Sie steigen:
Sie will Sie denn in die Stube ihrer Frau
bringen, und ich soll, sobald Sie rein wären,
mit meiner Gondel abschieben; Morgen früh um

drei Uhr soll ich wiederkommen und Sie abholen; Sie sollen auf der Leiter wieder runter steigen, in die Gondel springen, und so soll ich Sie wieder zu Hause bringen!“

Dem Prinzen waren diese Anstalten, die man ohne sein Wissen getroffen hatte, sehr belustigend; aber ihre Ausführung schien ihm doch ein wenig gefährlich. Er dachte an die Geschichte in Madrid zurück, und sie fiel ihm Anfangs schwer genug aufs Herz, um ihn eine kleine Weile überlegen zu lassen, ob er das Abenteuer bestehn oder umkehren sollte.

Als der Gondelier seine Unentschlossenheit bemerkte, sagt' er ihm: er solle sich nicht fürchten! Er stände mit Leib und Leben dafür, daß ihm nichts Arges widerfahren würde; er solle sich nur auf ihn verlassen, er wäre ein braver Kerl, und könne niemand hinters Licht führen. August, der nicht wußte, was Furcht war, wäre bei einem Haar auf seinen Gondelier böse geworden, daß er ihm Furcht zutrauete. Er versicherte ihm: nicht Furcht vor Gefahr mache ihn unentschlossen, sondern die Furcht, daß die Dame nicht der

Mühe werth seyn möchte. Der Gondelier ergab sich dem Teufel darauf, daß es die schönste Person in Venedig sei. Endlich ließ sich der Prinz, der überdies nicht der Mann war, sich lange bitten zu lassen, durch seine Gründe überführen, und befahl ihm, nach dem bestimmten Orte zuzufahren.

Nach langem Kreuzen und Umkreuzen stand die Gondel in einem engen Kanal still. Alles war so gut eingefädelt, daß die Strickleiter den Augenblick fest war. Der Prinz stieg auf derselben in's Fenster; er fühlte, daß ihn jemand bei der Hand ergriff, und folgende Worte zu ihm sprach: Fürchten Sie nichts, mein schöner Herr. Sie sind hier ganz sicher. Folgen Sie mir; Sie sollen Ihres Glückes kein Ende wissen.

An der Stimme merkt' er, daß eine Frauensperson mit ihm redete. Sie führte ihn durch einige finstre Zimmer; endlich kam er an eine Thür, die in einen grossen, schön erleuchteten, prächtigen Saal führte. Er kam noch durch ein prächtigmabstrirtes Zimmer, und von da in ein Cabinet,
 dessen

dessen Pracht und Schimmer dem übrigen vollkommen entsprach.

Hier bat ihn seine Führerin: daß sie ihn ein paar Augenblicke allein lassen dürfte, um ihrer Gebieterin seine Ankunft zu melden. Sie ging, und sogleich erschien eine Dame, deren Schönheit, edler Gang und Anstand, und außerordentlicher Glanz, ihn halb außer sich selbst brachten. Er glaubte, auf einmal in die Zeit der Feen zurückgeführt zu seyn.

„Ausgemacht! — sagt' er bei sich selber — Es muß eine Dame von hoher Geburt seyn; ihr Air ist so groß! was sie umgiebt, ist alles so prächtig, so reich.

Er machte ihr eine ehrfurchtsvolle Verbeugung. Sie nahm ihn bei der Hand, führte ihn zum Sopha, und hieß ihn sich niedersetzen.

„Was ich für Sie gethan habe — begann sie, und schlug ein stitthames, schmachttendes Auge zur Erde — muß Ihnen sagen, was ich für Sie fühle. Ersparen Sie mir ein förmliches Geständniß eines Gefühls, das ich einen vollen Monat zu bekämpfen vergebens bemüht gewesen bin, und

haben Sie Mitleid mit einem unglücklichen Weibe, die über ihr Unterfangen vor Schaam stirbt, der es aber das Leben gekostet hätte, wenn sie sich länger das Vergnügen versagt hätte, Sie zu sprechen!“

Der Prinz ergriff ihre Hand, und küßte sie entzückt. Er dankte ihr für ihr so schmeichelhaftes Wolwollen, und versicherte, daß er diese Nacht für die schönste seines Lebens, und sich für den glücklichsten Sterblichen unter der Sonne hielt.

Und wirklich war das alles, was er sagte, in diesen Augenblicken sein Ernst. Er vergaß über die schöne Unbekannte, die Frau von Moncenigo. Sie schien ihm unendlich reizend, und er begriff nicht, wie sie ihm so lange (drei volle Monate!) verborgen geblieben wäre, und wie sie eine so süsse Neigung für ihn gefaßt hätte!

Die Dame klärte ihm diese Geheimnisse auf. Sie gab ihm einen kurzen Abriß ihres Lebens. Ihre Eltern hätten sie sehr jung und wider ihren Willen, an den Nobile M. * * verheurathet, einen alten bejahrten Wunderlich, der sie sechs
Jahre

Jahr in Ketten und Banden gehalten. Endlich
 sei er vor zwei Monat gestorben, und hätte ihr
 ein grosses Vermögen hinterlassen. Was sie aber
 mehr schätzte als alle seine Reichthümer — sie
 habe nun auch ihren freien Willen wieder. —
 Die Sitte ihres Landes erlaube den Witwen
 nicht, in den ersten drei Monaten ihrer Witt-
 wenschaft sichtbar zu seyn; sie hätte sich unter
 dieses Gesetz fügen müssen. Darum habe sie keine
 Gesellschaft besuchen können. — Wenn ich aus-
 gehe — sagte sie — so ist's in die Kirche. Da-
 selbst hab' ich Sie vor vier Wochen zum ersten-
 mal gesehn. Seit der Zeit ist Ihr Bild vor mei-
 nen Augen nicht weggekommen. Ich konnte mir
 das Vergnügen, Sie zu sehn, nicht länger versä-
 gen; ich mußte an Sie schreiben, und mir dies
 Glück von Ihnen erbitten. — Und nun verzei-
 hen Sie mir die geheimnißvollen Anstalten, die
 ich getroffen habe, um Sie zu mir zu bringen.
 Ich wollte Ihnen meinen Namen, selbst meine
 Wohnung so lange verbergen, bis ich wußte, daß
 Ihnen meine Person nicht unangenehm sei. Ich
 sehe, daß ich so glücklich bin, die schmeichelhafte

Hoffnung fassen zu können, daß Sie mir halben Wegs entgegen kommen; deshalb ist alle diese Vorsicht von nun an unnütz. Kommen Sie zu mir, wenn und so lange Sie wollen; Ihr Wille ist mir Befehl!

Der Prinz sagte der schönen Wittwe, für alles, was für ihn Verbindliches in jener Rede war, feurigen Dank; schwor, daß er die zärtlichste Neigung für sie fühle, und daß er sie bis an den letzten Athemzug lieben werde.

Sie glaubt' es gern, weil sie's wünschte, und der Prinz wußte ihre Leichtgläubigkeit zu nützen. — Er wollte nicht fort, als die alte Vertraute kam, und ihm ankündigte, daß seine Gondel auf ihn wartete: Er drang in die schöne Wittwe, ihm die Stelle ihres verstorbenen Gemahls einzuräumen. Sie machte Anfangs einige Schwierigkeit; aber die Liebe unterdrückte Vernunft und Tugend; sie willigte ein. Die Alte schickte die Gondoliers zurück und sagte ihnen: sie hätten nicht nötig wieder zu kommen. Dieser Bescheid war so übel nicht, denn unsre Liebende fanden wechselseitig so viel Wollust in ihrem Umgange, daß sie drei

Tage beisammen blieben. Die Alte brachte ihnen zu essen, und dem Prinzen schmeckt' es von dem Tischzeuge des Verstorbenen trefflich.

Während er alle Wollust der Liebe schmeckte, waren seine Leute in tödtlicher Unruh, was ihm widerfahren seyn möchte. Herr von Sitzhum wollte die Gondoliers festsetzen lassen, um herauszubringen, wohin sie ihn gebracht hätten. Der vornehmste, eben der Liebesbote, versicherte ihn: der Prinz sey in guten Händen, er solle sich nicht beunruhigen. Er erbot sich, als Geisel im Pallast zu bleiben, und war's zufrieden, daß man ihm der Justiz auslieferte, wenn der Prinz nicht diesen Abend noch erschiene. (Dies war den Tag darauf, nachdem der Prinz unsichtbar ward.) Herr von Sitzhum nahm ihn beim Wort. — Anfangs that der Gondolier nichts als lachen, singen, trinken; als er aber sah, daß auch dieser Tag hinging, ohne den Prinzen mitzubringen, gerieth er in solche Bestürzung, daß er beinah allen Verstand verlor. Er rief Eines Rufens: Ich bin verrathen! Ich bin verloren! In seinem Bluf erschien endlich der Prinz, grade
als

als Fitzthum im Begriff war, ihn im Ernst setzen zu lassen. Er war über die Ankunft des Prinzen so erfreut, daß er ihm um den Hals fiel, und ihn mit seiner wütenden Freude beinah erdrückte. Der Prinz ließ ihm sechs Zechinen auszahlen — ein dulce leniens wider die Angst, worin ihn sein Ausbleiben gestürzt hatte.

Von nun an ging der Prinz öffentlich zur schönen Wittwe. Ganz Venedig wußte seine Liebe. Frau von Moncenigo war froh, daß er andre Verbindungen eingegangen war. Sie scherzte oft mit ihm über seine Unbeständigkeit. Der Prinz versicherte sie: daß er nicht so flatterhaft sei, als sie glaubte; er bete sie immer noch an, und die Wittwe sei nur seine Vertraute, an deren Busen er alle seine Empfindungen für sie ausgösse. „So bin ich's zufrieden, Prinz! sagte Frau von Moncenigo — So will ich Zeitlebens von Ihnen geliebt werden, vorausgesetzt, daß Sie nur Ihrer Vertrauten von Ihrer Liebe sagen!“

Indessen liebte der Prinz seine Wittwe im völligen Ernst, und glaubte, auch von ihr geliebt zu seyn. Aber wie unerforschlich ist das

Weiberherz! Unterdessen sie die lebhafteste, feurigste Liebe zum Prinzen heuchelte, betrog sie ihn.

Einmal ging der Prinz zu ihr, zu einer Stunde, wo er sonst nicht zu kommen pflegte. Die Bedienten sahen ihn einmal, wie den Herrn vom Hause an, und meldeten ihn nicht. Er ging grade auf das Zimmer der Wittwe zu. An der Treppe traf er ihre alte Kammerfrau. Sie schien über seinen Anblick bestürzt zu seyn, und bat ihn, nicht in das Zimmer ihrer Gebieterin zu gehn; sie sei unpaß und habe sich niedergelegt. — Aber ihre Bestürzung verricth dem Prinzen die Untreu der Wittwe. Er eilte, sie zu überraschen. Was für ein Anblick! Er fand das geliebte Weib in den Armen eines Domiuikiners! Sie waren so tief in den Text gerathen, daß der Prinz schon vor ihnen stand, eh sie noch wußten, daß er im Zimmer sei. Die Wittwe sah ihn zuerst! Sie that einen lauten Schrei, und über das Bestreben, sich von dem Mönch loszureißen, fiel sie von dem Ruhebettchen, worauf sie mit ihm lag, auf die Erde. Noch nicht genug! Als sie auf-

stehn

stehn wollte, verwickelte sie sich mit dem Fuß in ihren Rock — plöz! lag sie auf dem Mönch. Ihre Verwirrung stieg immer höher! Während sie beschäftigt waren, sich aufzuarbeiten, überhäufte der Prinz die Wittve mit Vorwürfen. Der Mönch war von Herzen froh, als er Rock und Mantel hatte — die Hosen hielt er mit beiden Händen, und nun über Hals und Kopf fort. Der Prinz hinterdrein! Sein Rohr tummelte sich weiblich auf des Mönches breitem Rücken. „Ich bin ein Priester! — schrie der Mönch ängstlich — ich bin ein Priester!“ Stokprügel exkommuniziren! Stokprügel exkommuniziren!“ Des Prinzen Streiche fielen hageldicht! Je mehr jener schrie, desto kräftiger strich dieser. Der arme Heilige sprang voll Furcht und Angst auf die Gasse, und als er keine Gondel fand, plump! in den Kanal. Er wäre sonder Zweifel ersoffen, wenn ihm nicht die Bedienten der Wittve zu Hülfe gekommen wären.

Dieser Auftritt, der des Italienischen Theaters würdig wäre, zerfchlug den Umgang des Prinzen mit der Wittve. Letzre befiel über diese

Geschichte Schaam und Schande Sie ging in ein Kloster, und kam nie wieder in die Welt; sie starb nicht lange darauf im Geruch der Heiligkeit.

Vor Verdruß über ihre Untreue, machte der Prinz Bekanntschaft mit einem berühmten Modesweibe, Namens Trompentina. Er speiste täglich bei ihr in Gesellschaft der vornehmsten jungen Wüßlinge von Venedig. — Die Böllerei ward bei diesen Mahlen auf den äuffersten Grad getrieben, und die jungen Herrchen fühlten bald die Folgen davon; des Prinzen Gesundheit allein blieb unerschütterlich.

Uebrigens hatte der Prinz nicht das beste Glück, in beiden Städten, weder in Rom noch in Venedig. Er erhielt verschiednemal Billets und Mandes; vous; aber wenn er sich einfand, so waren es Buhlschwestern, die einer fingerdicken Schminke alle ihre Reize dankten, und die nur seiner Börse zu Leibe wollten.

Die letzte Zeit in Venedig divertirt' er sich mit bürgerlichen Liebshäften. Sein getreutz Gondelier kam ihm hierbei sehr zu statten. Dieser machte

Machte sein ganzes Glück. Einmal bracht' er ihm ein Billet, ganz im Styl der Zeloise abgefaßt. Man hat den Prinzen darin, ein unglückliches Weib zu retten, das vor Liebe zu ihm sterbe.

Ich muß Dich sprechen, Du Theurer — hieß es unter andern darin — um Dir zu sagen, daß ich Dich an bete. Dieser einzigen Schwachheit ist das liebende Weib fähig, das Dich erwartet — aber ist es Schwachheit, wenn man einen Gott anbetet?

Der romantische Ton dieses Billets, machte dem Prinzen Lust, die Verfasserin zu sehn. Er antwortete: daß er sich am bestimmten Ort finden würde. Sein Gondelier sagte ihm: daß es die Frau eines Kaufmanns, Namens Marbei, sei, und daß es diesmal keiner Strickleiter und keines Fenstersteigens bedürfe. Die Dame hatte dem Gondelier gesagt: ihre Thür sollte offen sehn, und sie würde den Prinzen an derselben empfangen. Aber alle ihre Verfügungen gingen durch die Lüfte. Denn Signor Marbei, der nach Padua gehen sollte, blieb nöthiger Geschäfte wegen

wegen in Venedig. — Die Hausthür war zu, als der Prinz erschien. Signora Marhei stand am Fenster und bat tausendmal um Verzeihung, daß sie ihr Versprechen nicht halten könne; so bald ihr Mann fort sei, wolle sie ihm Nachricht davon geben. Der Prinz mußte also wieder umkehren, voller Unwillen, daß er sich um nichts und wieder nichts, so viel Mühe hatte geben müssen.

Es vergingen einige Tage — keine Nachricht von Signora Marhei. Eines Morgens meldete man ihm eine Dame an, die ihren Namen nicht sagen wollte, und eine grosse Kappe über dem Gesicht hätte. Er gab Befehl, sie vor ihn zu lassen, Seine Leute entfernte er.

Die Unbekannte trat herein. Der Prinz bat um Verzeihung, daß sie ihn noch so sehr in Negligee fände; hieß sie niedersetzen, und fragte, was zu ihrem Befehl sei. Die Dame setzte sich, und stieß einen herzlichen Seufzer aus. Darauf sagte sie ganz leise: Ew. Hoheit gaben sich vor einigen Tagen die Mühe, zu mir zu kommen; aber ich konnte nicht das Glück haben, Sie zu

rechnen: Ist bin ich hier, um von Ihnen Verzeihung zu erhalten, und den Schaden wieder gut zu machen.

An diesen Worten erkannte er Signorens Warheit. Er bezeugte ihr seine Freude und Erkenntlichkeit für ihre Güte, und bat sie, ihre Kappe abzunehmen, und ihm das Glük ihres Anschauens zu gönnen. Aber wie erstaunt er, als Signora sagte, nichts in der Welt solle sie vermögen, die Kappe abzunehmen; es sei wider den Wohlstand, mit unverhülltem Gesicht in dem Zimmer einer Mannsperson zu seyn, die noch im Bette läge. Zu sehn soll' ers bekommen, aber erst, wenn sie von seiner Liebe völlig überzeugt sei — und das wäre nicht das Werk Eines Tages! Der Prinz mochte bitten wie er wollte — diese Antwort folgte jedesmal. Sie blieb zwei Stunden bei ihm, und recitirte ihm die größte Zeit Stellen aus dem Tasso. Endlich verließ sie ihn, mit dem Bescheid, daß sie ihn die künftige Nacht erwartete.

Er fand sie, wie diesen Morgen, über und über verschleiert. Sie führte ihn in einen Saal,

des

voll schöner Gemälde hing. Eine niedliche Kollazion erwartete seiner hier. Signora wußte sich nicht genug zu freuen, daß sie ihn bei sich sahe. Sie deklamirte ein Sonnet, das sie auf ihn gemacht zu haben versicherte. Dennoch konnte der Prinz den Schleier nicht herunterbitten.

Diese Art zu lieben war nicht nach seinem Geschmack. Er argwohnte, daß hinter dieser Hartnäckigkeit irgend ein Geheimniß stecke, das der Signora Nachtheil vielleicht nicht sehr vortheilhaft wäre. Er ward merklich kalt. Signora erschrak zum Zittern, als sie's bemerkte.

„Ach — sagte sie mit schwachtender Stimme — ich sehe wol, ich muß Ihnen den Willen thun! — Nun, so sehen Sie mich an — fuhr sie fort, und hob den Schleier auf — und verkündigen Sie mir Leben oder Tod!“

Der Prinz erstaunte über ihre Schönheit und barg es ihr nicht. Sie sah mit Entzücken, daß ihre Reize wirkten; war nicht länger Meisterin ihrer raschen Empfindungen; warf sich ihm um den Hals, nannte ihn ihren Caro, ihren Angelo!

und — sie endigte den Roman eher, als sie sich vorgesetzt hatte, und der Prinz es hoffte.

Er setzte seine Besuche bei ihr an zwei Monat, so lange ihr Mann in Padua war, ununterbrochen fort. Aber die vielen Schwierigkeiten, die sich ihm in der Folge entgegen setzten, und seine natürliche Unbeständigkeit vermochte ihn zum Bruch, und Signora ward mit einer Nonne aus dem Kloster * * vertauscht. Das Kloster nimmt nur Adliche auf, und gibt übrigens viel Freiheiten.

Hier mußte der Prinz nach der Regel lieben lernen. Die Dame ließ ihn erst das ganze Land der Zärtlichkeit durchwandern, eh sie ihn in die Hauptstadt Genua einfuhrte. — Alle Tage, so lange diese Liebenschaft dauerte, war er im Kloster * * am Citter des Sprachzimmers. — Ganz Venedig hielt ihn nur für echt katholisch; die Mönche posaunten von seiner Befehring als ausgemacht, als Wunder, Wunder! Die Frommen bewunderten die Hand der göttlichen Vorsehung, die ein verirrtes Schaaf in den Stall der Kirche zurücfuhrte. Es fehlte wenig,

so hätte man seine liebe Nonne bei lebendigem Leibe kanonisiert. — Die Weltleute mußten besser, woran sie waren, und der Prinz gab wenig auf alle die Eggen, die vor ihm umliefen. — So bracht' er anderthalb Jahr in Venedig zu, geliebt, geschätzt, geehrt. Denn Ausschweifungen in der Liebe werden dort nicht bekrittelt, und den Prinzen entschuldigte man seiner Jugend wegen um so lieber.

Endlich verließ er diese Stadt, um Italien vollends zu durchreisen. Die erste Stadt, wo er eine Zeitlang blieb, war Bologna. Der Adel, der sich zur Pflicht macht, Fremde verbindlich aufzunehmen, erwies ihm außerordentlich viel Ehre. Der päpstliche Legat, Cardinal Buoncompagno *) gab unter andern ihm zu Ehren ein prächtiges Festin. Aber er blieb trotz diesem Wetteifer, sich ihm verbindlich zu machen, nicht lange in Bologna; er reif'te nach

) Unter dem Titel dieses Cardinals legte der Prinz nachher als Kurfürst und König des katholische Glaubensabekennnis ab.

Florenz, wo er den Grosherzog Kosmus den Dritten besuchte, und mit dem Grosprinze, der mit einer Schwester des verstorbenen Kurfürsten von Bayern und der Pfalz vermählt war, eine enge Freundschaft knüpfte.

Der Prinz war sehr erfreut, die Gemahlin desselben zu sehn. Sie war die Zierde des Toskanischen Hofes. Ihre Feinheit, herablassende Gefälligkeit und Güte machten sie zum Abgott ganz Italiens. Sie liebte Vergnügungen und Pracht. Sie bestrebte sich mit ihrem Gemahl, für den Prinzen lauter solche Lustbarkeiten zu veranstalten, wobei er seine Stärke und Geschicklichkeit, und sie ihren Glanz bewundern lassen konnten. Man strebte nach dem höchsten Grad, worauf Bälle, Opern, Komödien können getrieben werden; aber der Grosherzog hielt das alles noch für zu gemein, es sollte glänzender, prächtiger werden. Er wollte ein Karoussel veranstalten, woran alles was in und um Florenz Edles war, Theil nehmen, und wobei das Volk Zuschauer seyn sollte. Der Prinz hatte in dieser Art von Uebung seines Gleichen nicht;

mit

mit Freuden hört' er das Vorhaben des Großherzogs. Man beschloß vier Quadrillen zu machen, vorstellend die vier Monarchien; der Prinz von Sachsen, der Großprinz, die Herzoge von Mantua und Guastalla sollten anführen; und unter ihnen noch vier andre Befehlshaber stehn. Diejenigen Ritter, die sich am meisten ausgezeichnet, sollten einen von den Richtern gesetzten Preis davon tragen, und alle Edelleute, Florentiner sowohl, als Ausländer, sollten vor einem Waffenoftizier ihren Adel darthun, eh sie aufgenommen würden.

Als alles dies angeordnet war, ging das Bestreben aller Prinzen und Herren dahin, alles herbeizuschaffen, um mit Glanz zu erscheinen, und in ihre Chiffres und Devisen, Umstände und Gedanken zu bringen, die sich auf die Göttinnen ihres Herzens bezogen.

Der festliche Tag brach endlich an. Der Großherzog, der Kardinal de Medicis, sein Bruder, und die Großherzogin im Gefolge der Damen, begaben sich auf die Gallerien und Gerüste, die für sie bestimmt waren. Die vier Anführer

erschienen mit ihren Quadriken am Ende des Kampfes; hinter ihnen ein grosses Gefolge von Pferden und Bedienten; ein Abail, dessen Pracht die Augen der Florentiner blendete. Der Prinz war an der Spitze der Perfer; sein Anzug war weiss und blau, die Leibfarben der Grossherzogin; ihr zu Ehren trug er sie, weil er sich in Florenz nichts Liebes zugelegt hatte.

Nie muß ein Mann solche Behendigkeit, Kraft und Geschmeidigkeit gezeigt haben, als der Prinz hier. Obgleich der Grossprinz der vollkommenste Reiter Italiens war, blieb's doch zweifelhaft, wem man den Vorzug geben sollte, ihm, oder dem Prinzen. Letzterer hatte in allen seinen Bewegungen so etwas Hureißendes, das alle Herzen an sich zwang — alle Damen wurden laut vor Freuden, als er seine Karriere glücklich geendigt hatte. Er trug die ersten Preise davon, und hatte sie alle davon getragen, wenn er nicht befürchtet hätte, die übrigen Ritter mißvergnügt dadurch zu machen.

Der Herzog von Mantua sah dem Prinzen mit innerlichem Anwillen zu. Auch er hatte viel

Ehr

Ehrgeiz auf seine Geschicklichkeit. Sein Verdruss machte sich mit einigen anzüglichen Worten Luft. Man war so unvorsichtig, es am andern Morgen dem Prinzen wiederzusagen. Er dachte auf Sühnungthung, und schrieb dem Herzog ein Ausforderungsbillet, worin er ihm freie Wahl gab, auf was er sich schlagen wollte. Rose *) ein Kammerpage des Prinzen, überbrachte es dem Herzog. Er zitterte, als er es las, denn er fühlte durchaus keinen Trieb, sich mit Heldenthäten auf die Nachwelt zu bringen. Er nahm Rosen bei der Hand und sagte: er wisse gar nicht, womit er den Prinzen beleidigt habe; er bâte um Verzeihung, und würde lieber alles Mögliche thun, um es wieder gut zu machen, als sich mit Sr. Hoheit schlagen. Rose erwiderte, er glaube, sein Herr würd' es zufrieden seyn, wenn er ihm eine schriftliche Erklärung thäte, worin er bekennet: daß der Durchlauchtigste Prinz von Sachsen ihn gefordert, daß er sich aber gefürchtet habe, zu ersehen.

*) Er ist als General-Lieutenant in Sächsischen Diensten gestorben.

erscheinen, weil er nicht Herz genug bei sich gefühlt, mit solch einem tapfern Prinze zu fechten.

Der Herzog umarmte Rosen brünstiglich und dankte ihm tausendmal für diesen guten Rath, der ihn vor der Klinge des Prinzen schützte. Er schrieb das Billet, wie es Rose eingerichtet wissen wollte, unterschrieb und druckte sein Wappen darauf.

Als der Prinz das Billet empfing, zukt' er die Achseln. „Ist es möglich — sagt' er zu Rosen, — daß ein Fürst solch eine erniedrigende Erklärung von sich geben kann!“ — Der Herzog von Mantua merkte, daß der Prinz mit dieser Erklärung noch nicht zufrieden war: er nahm Knall und fall heimlich Post, und eilte in die Hauptstadt seiner Staaten.

Einige Tage nach diesem Vorfall ging der Prinz von Florenz ab, äusserst zufrieden mit den genossenen Ehrenbezeugungen. Weil er ganz auf Kosten des Grosherzogs gelebt hatte, so mach't er dessen Ministern und Bedienten ansehnliche Präsente.

In Siena blieb er einige Tage. Hier hatte er eine Begebenheit, die seiner Großmuth Ehre machte, und ihm die Achtung aller Vidermänner erwarb. Die Geschichte war diese:

Bei seinem Aufenthalt in Florenz hatte ihm ein Abbe, der aus Siena gebürtig war, sehr viel von der Schönheit einer seiner Anverwandtinnen gesagt, und ihm bei seiner Durchreise durch Siena, einen Besuch bei ihr versprochen. Als der Prinz ankam, nahm er den Abbe beim Wort. Letzter führte ihn noch diesen Abend in die Hauptkirche, wo seine Waise den Segen nahm. Der Prinz fand sie reizend, und bat den Abbe, ihm ein Tete-a-Tete mit ihr zu verschaffen. Der dienstfertige Mann erwiderte: daß es nicht ganz unmöglich sei, seinem Verlangen genug zu thun; aber Geld und Mühe gehöre dazu. Der Prinz erwiderte: die Mühe lege er auf seine Schultern; für Geld aber wolle er selbst sorgen, und wenn er seinen Zweck erreichen könne, solle ihm kein Preis zu hoch seyn. Auf diese große Vollmacht rückte der Abbe ins Feld. Er ging zur Mutter des Mädchens, und fand sie williger, als er glaubte.

glaubte. Sie versprach ihre Tochter für 1000
 blanke wichtige Pistolen, baar gezahlt, zu liefern.
 Sie sprach mit ihrer Tochter darüber, fand
 aber, daß sie sich ihrem Hasinnen handhaft wie
 versetzte. Ausser dem Abscheu vor Entehrung, ließ
 auch Liebe das unglückliche Mädchen sich ents-
 gegensetzen. Ein junger Mensch hatt' ihr die
 Ehe versprochen, aber ihre Mutter wollte nicht,
 daß sie ihn heurathete. Sie warf sich ihr zu
 Füßen, und beschwor sie: sie nicht zu einer That
 zu zwingen, die ewig Schaam und Schande über
 sie bringen würde. Aber die Mutter blieb un-
 gerührt, und schwur ihr, wenn sie nicht gehorche-
 te: so wolle sie sie Zeit lebens in ein Kloster
 schliessen. Das Mädchen bedte bei dieser Dro-
 hung; aber die Verzweiflung gab ihr ein Mittel
 an die Hand, sich vor der Entehrung zu sichern.
 Sie verbarg der Mutter ihren Voratz, stellte sich
 als wolle sie gehorchen, und sagte: der Prinz
 könne kommen.

Auf diesen Bescheid führte der Abbee den Prinz
 zu seiner Ruhme. Die Mutter empfing ihn
 auferst verbindlich. Die Tochter schlug den
 Blat

Blick zur Erde und sprach kein Wort. Diese Kälte machte den Prinzen nicht irre. Er schrie sie der Gegenwart der Mutter, und dem letzten Aufstammen der sterbenden Jugend zu. Er brannte vor Ungeduld, sie unter vier Augen zu haben; endlich ließen ihn Abbe und Mutter allein.

Wie erstaunt er, als ihm plötzlich das Mädchen zu Füßen fiel, seine Kniee fest umschloß, und mit zitternder Stimme, die von Seufzern unterbrochen ward, dringendst beschwor: Mitleid mit einem Mädchen zu haben, das eine Mutter ihres schändlichen Gewinnsucht aufopferte.

„Ich bin in Ihrer Gewalt; Prinz — sagte sie — nichts, als Ihre Großmuth kann mich retten! Ueben Sie eine Tugend an mir, die von Ihnen überall gerühmt wird. — Ich bitte Sie; beim allmächtigen Gott, verschmähen Sie die Vortheile, die Ihnen meine Mutter zu meines Schande gegeben hat!“

Ein Thränenstrom erstikte ihre Stimme. Sie konnte kein Wort mehr hervorbringen. Des Prinz hob sie gehört auf.

„Fürchten Sie nichts, gutes Mädchen — sagt' er — Ich will mich der Macht nicht bedienen, die mir Ihre Mutter über Sie gegeben hat — ich will Sie wider eben diese Mutter schützen. Sagen Sie mir, was ich für Sie thun soll!“

Ein Uebelthäter, der zum Tode verurtheilt ist, kann über das Wort Pardon, keine so erschütternde Freude empfinden, als das tugendhafte Mädchen bei dieser Versicherung. Sie warf sich ihm von neuem zu Füßen; aber kein Wort kam über ihre Lippen. Sie hielt seine Kniee umschlungen, und schien ihn als ihren Schutzengel anzubeten. Der Prinz hob sie auf, und als er ihr eine Weile Zeit gelassen hatte, sich zu erholen, bat er sie, ihm zu sagen: warum sie sich nicht widersezt hätte, mit ihm allein zu bleiben, da sie Willens gewesen wäre, sich seinem Verlangen nicht zu überlassen? Sie erzählte ihm hierauf alles, was zwischen ihr und der Mutter vorgegangen war, umständlich, und verbatg ihm nicht, daß sie bloß aus Furcht, ihren Liebhaber zu verlieren, ihrer Mutter zu Willen gewesen sei.

„Ich schmeichelte mir — setzte sie hinzu — daß mein Unglück Sie rühren würde; und hätt' ich mich in dieser Hoffnung betrogen, — sehen Sie hier (sie zog einen Dolch aus dem Busen) dies hätte mich vor der Schande geschützt. Ich hätt' ihn mir in die Brust gestossen!“

Der Prinz erstaunte, diesen Muth bei einem Mädchen zu finden, das noch nicht siebzehn Jahr alt war.

„Ich bewundre Ihre Schönheit, reizendes Mädchen — sagt' er — und habe Achtung vor Ihrer Tugend. Von Herzen freu' ich mich, daß ich im Stande bin, zu Ihrem Glük beizutragen. — Hier ist meine Hand, gutes Mädchen — ich will Ihre Mutter bewegen, daß sie in eine Verbindung mit dem Manne willigt, dem Sie Ihr Herz geschenkt haben, und um Sie ganz von meiner Achtung zu überzeugen, setze ich Ihnen eine jährliche Pension von 1000 Rthlr. für Ihre ganze Lebenszeit aus.“

Das tugendhafte Mädchen verlor sich in Freude und Bewunderung über diese Großmuth. Sie versicherte den Prinzen, ihrer und ihres

Liebhavers ewige Dankbarkeit. — Der Prinz bat sie, ihre Mutter zu rufen, und ihn mit ihr allein zu lassen.

Sie kam. Der Prinz machte ihr Anfangs Vorwürfe über die Gewaltthätigkeit, womit sie ihre Tochter behandelt hätte, und sagte ihr, daß er sein Versprechen mit den 100 Pistolen nur in dem Falle halten wolle, wenn sie in die Verheurathung ihrer Tochter willigte. Als sie der Prinz unentschlossen sah, sagt' er: Sie müssen in mein Verlangen willigen, oder sich entschliessen, auf Zeitlebens ins Kloster gesperrt zu werden. Der Großherzog ist zu sehr mein Freund, als daß er mir nicht die Hand dabei reichen sollte. — Ich sag' es Ihnen noch einmal: bei Ihnen bleibt Ihre Tochter nicht!

Das Wort Kloster war der Mutter eben so schrecklich, als es vorher der Tochter gewesen war. Sie willigte ein. Der Liebhaber und ein Notar wurden herbeigeschafft; der Heurathskontrakt zur Stunde aufgesetzt und unterzeichnet. Der Prinz zahlte der Mutter 1000 Pistolen, und sicherte

sicherte der Tochter das Jahrgeld. So entwickelte sich diese Geschichte.

Der Prinz reis'te nun nach Rom. Er kam grade zu einer Zeit in dieser Hauptstadt der Welt an, als Andacht und Neugier eine Menge Fremder aus allen Welttheilen herbeigeführt hatten. Antonius Pignatelli saß damals unter dem Namen Innocents des Zwölften auf Petrus Stuhl. Der Prinz sah ihn, und ob es gleich nur als Graf von Meissen geschah, erwies ihm der Pabst doch alle die Ehre, die er einem regierenden Fürsten erwiesen haben würde. Er unterhielt sich lange mit ihm über seine Reisen, über den Zustand des Spanischen Hofes, und über die traurige Lage der Katholischen Religion in Sachsen. Der heil. Vater empfahl ihm die Bekenner derselben, und der Prinz versprach ihm, soviel es bei ihm stünde, sie zu schützen. Der Pabst umarmte ihn im Ausbruch der Freude, und rief, wie von prophetischem Geist belebt, aus: Gott wird Sie für Ihre Tugend belohnen! Sie werden demaleinst in den Stall der Kirche zurückgehn, und groß werden von Norden bis Süden!

Bei allen Aufzügen und Prozeffionen, sorgte der Pabst dafür, daß man den Prinz auf eine Stelle brachte, wo er alles sehn konnte. Er machte ihm überdies noch prächtige Geschenke, und ließ sich alle Tage durch einen Camerario nach seinem Befinden erkundigen. Als der Pabst am Tage des Fronleichnam-Festes den Prinz in dem Fenster des Decoramboni'schen Palais sah, gab er ihm den Segen. Ganz Rom nahm Anstoß an dieser That des heiligen Vaters, und Pasquino sagte: Der Pabst ist Luthera-ner, und der Prinz von Sachsen Katholik geworden!

Die Kardinäle folgten dem Beispiele des heil. Vaters, legten das schwerfällige Ceremoniel ab, und bestrebten sich um die Wette, sich dem Prinz verbindlich zu machen. Der Adel macht' es ihnen nach, und beeiferte sich, ihm Vergnügen zu verschaffen. Eine Familie suchte immer der andern zuvorkommen; Lustpartieen nach Frascati, Tivoli, Albano ließen gar nicht ab.

Unter allen Häusern Roms erwies keines dem Prinzen so viel Aufmerksamkeit und Ehre, als
das

das Haus des Konnetabels. Auch der Prinz war lieber da, als in jedem andern. Die Gemahlin des Konnetabels war keine Schönheit; aber sie hatte ein grosses, edles Air, und einen feinen durchdringenden Verstand, die ihr mehr Liebhaber verschafften, als andern, die die Natur mit jedem körperlichen Reiz begabt hatte. Sie wußte geschickter, als jede andre, ihre Liebhaber zu halten; gab keinem mehr Vorzug als dem andern, und schmeichelte ihnen allen mit gleichen Aussichten und Hofnungen. Ihr Haus war allen Leuten von Stande beiderlei Geschlechts offen. Man fand daselbst noch alle die frohe Ungezwungenheit, die Maria Mancini, Gemahlin des vorigen Konnetabels eingeführt hatte. Es wurden Concerte gegeben, hoch gespielt, und Festins veranstaltet, woran ganz Rom Antheil nehmen konnte. Der Prinz brachte gewöhnlich den Abend hier zu. Er fand ein unendliches Vergnügen in der Unterhaltung mit der Konnetable, und diese Prinzessin war von dem Geiste und der Feinheit des Prinzen nicht weniger entzückt. Sie gab ihren Liebhabern den Abschied, um sich mit ihm zu

unterhalten; überall, wo er nicht war, hatte sie Langeweile, und sie war so wenig Meisterin ihrer Empfindungen für ihn, daß der Konnetable sie bemerkte. Seine Eifersucht ward rege und sagte, daß es nicht wol gethan sei, seine Gemahlin in Rom zu lassen, so lange der Prinz noch da sei. Er gab vor: höchst wichtige Angelegenheiten riefen ihn nach Neapel; er zwang seine Gemahlin, mit ihm zu reisen, und vergrub sich mit ihr auf eines seiner Landgüter.

Der Prinz wußte sich über ihre Entfernung recht gut zu trösten; denn seine Anhänglichkeit an ihr war nichts als Achtung. Sein Herz hatte sich für Signora Monti, die erste Schönheit Roms erklärt. Er entdeckte es ihr; ward erhört, und dieser Sieg soll ihm, wie man sagt, nicht die mindeste Mühe gekostet haben. Aber seine Liebe zu dieser Dame erlosch in den ersten Augenblicken ihres Aufflammens wieder. Sie hatte zu wenig Geist, um ihn festzuhalten.

Sobald der Prinz sein Herz zurück hatte, starrte es von einer Schönheit zur andern. Nichts war fähig, ihn festzuhalten. Er machte sich dies

fes

ses Waffenstillstandes, welchen ihm die Liebe gab, zu nuzen, um alle die antiken und modernen Merkwürdigkeiten zu besehn, wovon Rom einen Ueberfluß hatte. Hier bildete sich sein feiner Geschmack für Malerei und Architektur, seine Kenntniss der Alterthümer, und sein feines und rasches Gefühl für alles, was schön war.

Als er seine Neubegierde befriedigt hatte, reis'te er nach Neapel, und blieb nur so lange da, als er Zeit brauchte, die Merkwürdigkeiten dieser Stadt zu sehn, die ihre Lage so einzig und weltberühmt macht. Er schiffte sich nach Sicilien ein, und ob er gleich mit einem günstigen Wind abfuhr, hatt' er doch unterweges einen schrecklichen Sturm auszustehn. Er dauerte fünf Tage, raubte den Matrosen Muth und Entschlossenheit, und den Passagiers alle Hoffnung zum Leben. Der Steuermann hielt das Schiff ohne Rettung verloren. Er verließ das Steuerruder vor Mattigkeit, Angst und Schrecken halbtodt, und gab das Schiff der Willkühr der Winde preis. Als der Prinz die Unordnung sah, die unter dem Schiffsvolk herrschte, fast' er selbst das

Ruder; regiert' es einen Tag und eine Nacht, und war so glücklich, das Schiff zu retten, und nach Palermo zu bringen.

Er hielt sich in dieser Hauptstadt, und überhaupt in Sicilien nicht lange auf; doch sah er alle vornehmsten Städte dieses Landes. Seine Neugierde trieb ihn auch auf den Aetna, das schreckliche Grab des Riesen Typhäus, und die Höhle, wo Vulkan seine Esse hatte. Messina besucht' er zuletzt, und schiffte sich daselbst nach Reggio ein. Er durchreis'te Kalabrien, sah Neapel noch einmal, und kam endlich nach Rom zurück. Er war noch ein oder zweimal beim Pabst, und reis'te darauf nach Venedig. Er freute sich, daß er diese Stadt wieder sah, und sie war eben so erfreut, ihn wiederzusehn. Er hatte sich vorgesetzt, noch eine Zeitlang hier zu bleiben; als er aber Nachricht erhielt, daß Ludwig der Vierzehnte, dem Kaiser Leopold und dem Reiche den Krieg angekündigt habe, entsagt' er den Vergnügungen Venedig's, und dacht' auf nichts, als sich Ruhm zu erwerben. Er eilte zum Rhein nach der Armee, und zeigte hier
jene

jene unerschrockne Tapferkeit, die sich immer gleich blieb, und die selbst seinen Feinden Bewunderung abzwang.

Nach Endigung des Feldzugs wolte er nach Italien zurük gehn; aber die Kurfürstin seine Mutter, und sein Bruder, Johann Georg, drangen so lebhaft in ihn, nach Sachsen zurückzukommen, daß er ihnen diesen Trost nicht länger versagen konnte. Er nahm seinen Weg über Nürnberg und Bayreuth, und ward in der letztern Stadt von dem Markgrafen von Brandenburg, prächtig empfangen. Er sahe hier die Prinzessin Eberhardine, Tochter des Markgrafen. Ihre Schönheit dünkete ihn vorzüglicher, als alles, was er auf seinen Reisen gesehn hatte. Er verliebte sich in sie, und fühlte noch für keine von allen seinen Liebchaften, was er für sie fühlte. Er beschloß, von nun an nichts auffer sie zu lieben, und dachte darauf, sich ihres Besizes, dem er für das größte Glück hielt, zu versichern.

Und wirklich war die Prinzessin von Bayreuth eine von jenen Personen, die auf den ersten Blick zur Bewunderung hinreissen. Die blendende

Weisse ihrer Haut, und ihr blondes Seidenhaar gaben ihr einen Glanz, den man nirgend so wieder fand. Alle ihre Züge waren regelmässig, ihr Antlitz, ihr ganzer vollendeter Bau, hatten unendlichen Reiz. Sanfte Bescheidenheit und herzliche Güte, machten ihre Unterhaltung unbeschreiblich angenehm. Man konnte nichts an ihr bekritleln, als daß sie für ein Mädchen, das noch nicht funfzehn Sommer alt war, zu ernsthaft sei.

Der Prinz gab sich Mühe, ihr zu gefallen, und als er sah, daß ihr seine Aufmerksamkeit nicht unangenehm war, bot er ihr seine Hand an. Die Prinzessin erwiederte: sie hinge von ihren Eltern ab, und würde nicht ohne ihre Einwilligung wählen; aber jeden Gemahl, den sie ihr wählten, würde sie annehmen. Der Prinz wandte sich an den Markgrafen, und bat um seine Tochter. Sie ward ihm bewilligt; die Verlobung ging vor sich; und nicht lange darauf ward das Beilager unter allen Feierlichkeiten und Ceremonien, die bei solcher Gelegenheit vorzufallen pflegen, vollzogen.

Der Prinz ging mit seiner Gemahlin nach Dresden, wo sie von der Kurfürstin Mutter, und vom Kurfürsten sehr zärtlich empfangen wurden. Festius und Lustbarkeiten dauerten zwei Monat hindurch. Die Sachsen, die den Prinz mehr liebten als den Kurfürsten, bestrebten sich um die Wette, dem Prinzen ihre Ergebenheit, und die Freude über seine Zurückkunft zu bezeigen.

Aber alle diese öffentlichen Lustbarkeiten wurden bald in Traurigkeit verwandelt. Das Fräulein von Weizschitz, welches der Kurfürst immer noch mit einer beispiellosen Leidenschaft liebte, bekam die Blattern, und starb daran. Der Kurfürst gerieth darüber in eine Verzweiflung, die mit nichts getröstet werden konnte. Man konnte ihn von der Verstorbenen nicht wegbringen; er hielt sie fest in seine Arme geschlossen, sagte ihr tausend zärtliche Dinge, und rief den Tod, ihn von einem Leben zu befreien, das ihm seit dem Hintritt seiner Mätresse höchst lästig war.

Alle Welt schrieb die Verzweiflung des Kurfürsten übernatürlichen Ursachen zu; und die Sächsischen Tribunale, ~~die~~ mit dem Parla-

ment

ment von Paris, das keine Hexereien glaubt, nicht hielten, glaubten steif und fest, daß das Fräulein von Weizsichz magische Künste gebraucht habe, um den Kurfürsten zu fesseln. Es ging damals die Sage: man habe unter ihrem linken Arm ein leinenes Lappchen in Blut getaucht gefunden, in welchem ein Papier gewickelt gewesen, auf dem inwendig sonderbare Charaktere gestanden hätten; sobald man dies Papier weggenommen, sei der Kurfürst ruhiger geworden, und habe seine Vernunft, die er verloren zu haben schien, wieder erhalten. Wir können über die Wahrheit dieser höchst möglichen Sage nichts entscheiden; soviel ist gewiß, daß diese Hartnäckigkeit, vermöge welcher er den Leichnam nicht verlassen wollte, ihm fünf Tage nachher die Blattern zuzog, woran er den siebenten Tag starb. Vielleicht hätten seine Unterthanen seinen Verlust mehr bedauert, wenn ein anderer, als Friedrich August ihm in der Regierung gefolgt wäre.

Man kann leicht denken, in was für eine Lage die Gräfin von Rochlitz, die Mutter des Fräuleins von Weizsichz, nun gerieth. Der

Prinz

Prinz ließ sie nicht zum Kurfürsten während seiner Krankheit, und schickte zu ihr mit dem Befehl: alle Juwelen und Wechsel, die sie von ihm in Verwahrung hätte, auszuliefern. „Ist der Kurfürst tod?“ fragte sie bei dieser Ordre. Man erwiederte mit: Nein. „So erkenne ich noch niemand für meinen Herrn! — fuhr sie fort — Und kein Mensch soll mir nehmen, was er meinen Händen vertraut hat!“

Sobald Johann Georg tod war, ließ August die Gräfin festsetzen. Man machte ihr den Prozeß; aber zum Glück überlebte sie die Sentenz nicht. An eben dem Tage, wo sie herauskam, starb sie. Sie war verurtheilt, erst geschleift, darnach gehangen zu werden und unbegraben liegen zu bleiben. Aber der Kurfürst milderte diese Sentenz dahin, daß ihre Familie ihren Körper begraben durfte. Er sagte: seine Regierung solle sich nicht mit einer so entehrenden Beschimpfung einer angesehenen Familie anfangen.

Seine Thronbesteigung gab dem Sächsischen Hofe eine ganz andere Gestalt. Er gab das Kommando über die Armee dem Feldmarschall von
Schö;

Schöning; Herr von Reichling ward Finanzminister und Siegelbewahrer; Herr von Saachwitz, Hausmarschall. Die Minister seines Bruders wurden entlassen, aber die von seinem Vater beehlet er bei.

Das Begräbniß des Kurfürsten ward mit außerordentlicher Pracht vollzogen. Sein Körper ward nach Torgau, dem gewöhnlichen Begräbnißorte der Kurfürsten von Sachsen, gebracht. Friedrich August war bei allen Trauerceremonieen zugegen, und war über den Verlust seines Bruders tiefer gerührt, als wol andre, die durch das Recht der Erbfolge zur Regierung gelangen.

Friedrich August lebte mit seiner Gemahlin in unerschütterlicher Einigkeit. Sie liebten sich beide mit gleichem Feuer, mit gleicher Zärtlichkeit. Die Kurfürstin hielt sich für unendlich glücklich. Die Hofleute glaubten, daß es ihr endlich gelungen sei, des unbeständigen August's Neigung zu fixiren, und er selbst glaubte, der Galanterie abgestorben zu seyn. Aber die Folge zeigte,

zeigte, daß sie sich irrten, und daß sein Herz nicht für die Beständigkeit gemacht war.

Die Kurfürstin Mutter hatte unter ihren Kammerfräulein eine gewisse von Kessel. Diese war es, die den Kurfürsten treubruchig machte. Die Gemahlin des Kanzlers von Friesen gab die erste Gelegenheit dazu; sie machte den Kurfürsten neugierig, sie kennen zu lernen, dadurch, daß sie bei jeder Gelegenheit ihren Verstand und ihre Talente rühmte. Diese gute, tugendhafte Dame that dies bloß aus Menschenfreundlichkeit, um dem Fräulein Kessel, die nichts im Vermögen hatte, und sich nicht in dem Glanz erhalten konnte, den das Hofleben erfordert, zu einer Pension zu verhelfen. Wahr ist es, daß der Kurfürst schon vorher ein Auge auf sie gehabt; aber er hatte noch nie mit ihr gesprochen.

Als er einmal seine Mutter die Kurfürstin besuchte, blieb er im Vorzimmer beim Fräulein von Kessel stehn, und unterhielt sich lange mit ihr. Ihr Geist und Witz entzückte ihn, und von diesem Augenblick an, war er in sie verliebt. Er hielt sich nur einige Sekunden bei der Kurfürstin auf.

auf. Den Tag darauf kam er wieder, und so
 sezt' ers einen ganzen Monat hindurch fort. Die
 Hofleute dachten Wunder, von was für wichtigen
 Sachen er sich mit der Kurfürstin unterhielte.
 — Aber er konnte mit seiner Schönen nur sehr
 selten zu Worte kommen. Das tugendhafte
 Mädchen bemerkte seine Liebe, und vermied ihn
 sorgfältig, weil sie keinen Trieb fühlte, sie zu er-
 wiedern. Es war des Kurfürsten Art, nicht viel
 Zeit zu verlieren; er schrieb ihr folgendes Billet:

„So aufmerksam ich auch auf die Empfehlun-
 gen der Frau von Friesse gewesen bin, so muß ich
 Sie doch bitten, beiliegende Versicherung auf
 eine jährliche Pension von 2000 Thalern, nicht
 als Wirkung derselben anzusehn. Sich selbst
 haben Sie dieses Zeichen meiner Achtung zu
 danken. Ich bitte Sie, zu glauben, daß dies
 noch nicht alles ist, was ich für Sie zu thun ent-
 schlossen bin. Fliehen Sie mich also von nun an
 nicht mehr, wie sonst, und rauben Sie mir das
 süße Vergnügen nicht, mich mit Ihnen zu unter-
 dalten. Vielleicht werden Sie mir, wenn Sie
 mich

mich näher kennen, Ihre Achtung nicht versagett: Sie zu erwerben soll mein eifrigstes Bestreben, mein süßestes Glük seyn.

Das Fräulein von Kessel glaubte auf dies Billet nicht antworten zu müssen. Sie trug Hrn. von Fitzhum, der es ihr überreicht hatte, auf, dem Kurfürsten ihre lebhafteste Erkenntlichkeit zu versichern, und daß sie nicht säumet würde, ihm ihren Dank für seine ausserordentliche Güte zu sagen. Fitzhum bat sie nur um eine Zeile Antwort; aber vergebens. Sie entschuldigte sich damit, daß es der schulbigen Ehrfurcht gemässer sei, wenn sie dem Kurfürsten mündlich danke.

Als er an eben dem Abend nach seiner Gewohnheit zur Kurfürstin wollte; kam ihm das Fräulein entgegen.

„Ew. Durchlaucht — sagte sie — haben mir solch eine grosse Probe Ihrer Großmuth gegeben, daß ich nicht Worte finden kann, Sie meiner Erkenntlichkeit zu versichern. Erlauben Sie, daß ich sie in mich verschliesse, und daß ich mich

Damit begnügen darf, die herzlichsten Wünsche für Sie zu thun, daß Sie noch viel Jahre zur Bewunderung aller, die sich Ihnen nahen und zum Vergnügen Ihrer Unterthanen leben mögen. —

„Was ich für Sie gethan habe, Fräulein — erwiderte er — ist so geringfügig, daß Sie dessen gar nicht erwähnen sollten. Nehmen Sie's an, und denken Sie, daß es von einem Manu kömmt, der Ihre Verdienste zu schätzen weiß, und der seine Macht nur darum achtet, weil sie ihm zum Wolthun Gelegenheit giebt.“

In diesem Augenblick erschien die Kurfürstin, und er konnte eine Unterhaltung nicht fortsetzen, die nach und nach sein ganzes Herz mit allen seinen Empfindungen zu Tage gebracht hätte.

Es gingen zweien Tage hin, ohne daß er eine günstige Gelegenheit erhaschen konnte, ihr ein paar Worte ins Ohr zu sagen. Er sah sie bei der Kurfürstin seiner Mutter: jemehr er sie ansah, desto verliebter ward er in sie. Diese zwei Tage waren ihm ein Jahrhundert. In der Ungeduld fragte er den Hrn. von Reichling um Rath (dieser hatte damals sein ganzes Vertrauen)

Mittel.

Mittel erfinden sollte, mit einem Mädchen, das er zärtlich liebt, allein zu seyn. Herr von Reichling war über das Vertrauen des Kurfürsten hoch erfreut, und forschte so lange, so ununterbrochen nach, bis er herausbrachte: daß das Fräulein Kessel einige Tage auf ein Landgut der Frau von Friesse, zwei Meilen von Dresden geht würde. — Sogleich ritt der Kurfürst auf die Jagd in einen Wald, der an das Haus der Frau von Friesse stieß, stellte sich, als hätte er sich verirrt, und kam ganz unvermerkt dem Hause, wo sich Frau von Friesse mit dem Fräulein befand, näher. Das Glück schien ihn zu begünstigen; er fand sein Mädchen auf einer langen Wiese, wo sie promenirte. Sobald er sie sah, sprang er vom Pferde, band es an einen Baum, näherte sich ihr und sagte: ob sie nicht befürchtete, daß irgend ein verliebter Ritter, dem ihre Reize das Herz geraubt, sie entführen möchte? Sie erwiederte: daß sie dergleichen Abenteuer nicht zu fürchten hätte, besonders in Sachsen, unter der Regierung eines Fürsten, dessen Unterthanen, nach dem Beispiel ihres Herrn, Feinde

von Gewaltthätigkeiten wären. Je länger ihr der Kurfürst zuhörte, desto eifriger wünscht' er, daß sie fortreden möchte. Er erkundigte sich nach der Frau von Frieße, und vernahm, daß sie allein sei.

Als sie sich dem Hause näherten, sah Frau von Frieße ihre Kessel in Gesellschaft des Kurfürsten daherkommen. Man kann leicht denken, daß sie nicht wenig erstaunte. Sie lief dem Kurfürsten entgegen, und bat ihn: einzutreten. —

Der Kurfürst hatte freies Feld, sich mit dem Fräulein zu unterhalten, während der Herr von Beichling mit der Frau von Frieße sprach, oder letztre sich entfernte, um Verfügungen zu einer Kollazion für den Kurfürsten zu besorgen. Die Blicke des Fräuleins behagten dem Kurfürsten mehr, als ihre Worte, die sie jedesmal mit einer so stillen, kalten Sittsamkeit begleitete, daß der Kurfürst nicht umhin konnte, ihr über diese Unempfindlichkeit Vorwürfe zu machen. Aber sie lehnte dieselben mit der Ehrfurcht, die sie Sr. Durchlaucht schuldig sei, von sich ab.

O, rief er, Ihre Ehrfurcht würde mir schmeicheln, wenn ich eben so gleichgültig wäre, wie Sie; aber Ihr Herz, Fräulein, Ihr Herz will ich besitzen. Verweigern Sie mir dieses, so bin ich der unglücklichste Sterbliche unter der Sonne. — Und wie, reizendes Fräulein, kann es Sie beleidigen, wenn ich Ihnen gestehe, daß Ihre Schönheit einen Eindruck auf mich gemacht hat, der ewig nicht verlöschen wird? wenn ich Ihnen versichere, daß Sie an mir den zärtlichsten Liebhaber finden werden, vorausgesetzt, daß Ihr Herz sich für mich erwärmte?

Nein — rief das Fräulein — ich kann nicht glauben, daß Er. Durchlaucht im Ernst mit mir sprechen, und —

„Ja, Fräulein, ja — unterbrach sie der Kurfürst — ich schwöre Ihnen (er ließ sich vor ihr auf die Kniee nieder) daß meine Worte lebendige Abdrücke der Empfindungen meines Herzens sind.“

Um des Himmels willen! — rief das Fräulein, und hob ihn ängstlich auf — stehen Sie

auf! Was würde Frau von Frieze denken, wenn sie Ew. Durchlaucht zu meinen Füßen sähe?

„Sie würde denken, daß ich Sie anbete — erwiderte er — und vielleicht hätte sie mehr Mitleid mit mir, als Sie.“

Ach! Wie ungerecht sind Ew. Durchlaucht — rief das Fräulein erröthend — Wenn Sie in mein Herz sehn könnten — Sie würden finden, daß es von der lebhaftesten Dankbarkeit durchdrungen, und —

Bei diesen Worten trat Frau von Frieze ins Zimmer. Der Kurfürst nahm das Wort, und redete von ganz gleichgültigen Dingen. — Weil er befürchtete, er möchte ihr das Vergnügen ver-rathen, welches er in ihrem Umgang empfände, zwang er sich, und empfahl sich den Damen. Als er zu seinen Hofleuten, davon ihn ein Trupp gesucht hatte, zurückkam, konnte er sich nicht enthalten, von dem Fräulein, als von einem irdischen Engel zu reden. Und wirklich mußte man eingestehn, wenn man sie ohne Vorurtheil betrachtete, daß sie das liebenswürdigste Mädchen sei. Es war eine große schlanke Brunette, mit
großen

grossen schmachtenden Augen voll Geist; mit einem Teint, dessen Feinheit nur von der Feinheit ihres Verstandes übertroffen ward. Doch war sie von etwas trübsinnigem Wesen.

Als nach drei Tagen das Fräulein an den Hof zurückkam, hatte der Kurfürst eine Unterredung mit ihr, worin er ihr alles sagte, was eine feurige Liebe einem Mann von heftiger Leidenschaft und Geist einhauchen kann. Der Stolz des Fräuleins sank; sie gestand, daß ihr Herz nicht unempfindlich sei. Der Kurfürst war außer sich vor Freude, und glaubte dieses süsse Geständniß nicht mit allen Schätzen der Welt bezahlen zu können. Er schickte ihr nicht lange darauf für 60000 Thaler Diamanten, und einige Stücke des prächtigsten Stoffes; dafür erhielt er jene Gunst, die dem Liebhaber das süsseste Erdenglück gewährt.

Das Fräulein bat ihn, ihren Umgang geheim zu halten, und gestand ihm, daß sie den Zorn der beiden Kurfürstinnen fürchte. Er wollte sie von seiner Mutter wegnehmen; aber sie wollt' es nicht. Er mußte sich also zwingen, und sie nur

verstoßen sehn; dadurch ward ihr Umgang desto anziehender.

Indessen gerieth die junge Kurfürstin in die tödlichste Unruhe. Sie hatte bemerkt, daß der Kurfürst ihr nicht mehr mit zärtlicher Aufmerksamkeit zuvorkam. Sie hielt zurück, und war lange ungewiß, wem sie diese Aenderung zuschreiben sollte. Endlich kam sie dahinter. Das Fräulein trat am Geburtstage des Kurfürsten, geschmückt wie eine Königin, von Diamanten flimmernd und blitzend, in ihr Zimmer. Sie zweifelte nun nicht länger, daß das alles von der Hand des Kurfürsten kam. Ihre Eifersucht brach in die Frage aus: von wem sie das alles hätte? Das Fräulein gerieth in die äußerste Verlegenheit, und wußte nicht, was sie antworten sollte. Ihre Verwirrung bestärkte die Kurfürstin in ihrem Verdacht. „Ich sehe schon — sagte sie — von wessen Hand es kommt! Aber es ist mehr als Unverschämtheit, mir damit unter die Augen zu treten!“

Sie ließ das Fräulein gehn, und ging zur Kurfürstin Mutter, um sich bei ihr, ihrer Besorg-

Beforgnisse und ihres Verdrusses zu entledigen. Die beiden Fürstinnen beschloffen, dem Fräulein den Text zu lesen. Sie lieffen sie zu sich kommen, und zwangen sie zum Geständniß, daß der Kurfürst sie liebe. Nun überhäuften sie das arme Mädchen mit den bittersten Vorwürfen und Verweisen, und die Kurfürstin Mutter droht' ihr unter andern mit dem Zuchthause. Unter Thränen und Verzweiflung entfernte sie sich. Der Kurfürst traf sie in diesem Zustande, und erkundigte sich angelegentlich nach der Ursach ihrer Betrübniß. Sie sagte ihm ohne Rückhalt, wie sie von den Kurfürstinnen gemißhandelt worden. Der Kurfürst gerieth in Hitze, und trat wie ein wüthender Löwe in der Kurfürstinnen Zimmer.

„Alles sucht mich zu beleidigen, sagt' er mit zuckender Lippe — aber ich will dem Mädchen, das ich liebe, Achtung zu verschaffen wissen!“

Die Kurfürstinnen fingen vor Verdruß an zu weinen. Die junge vorzüglich war in Verzweiflung.

Wie? — sagte sie mit thränendem Auge, das sich zärtlich auf ihn heftete — Sie können mir ins Gesicht sagen, daß Sie eine andre lieben?

Der Kurfürst sah sie mit einem Stolz an, der nah an Verachtung grenzte.

Madam, Sie schwazen erschrecklich — sagt' er — Ich weiß, wer's Ihnen eingiebt; aber man würde besser thun, fuhr er mit einem Seitenblick auf die Kurfürstin seine Mutter fort, wenn man sich um andre Sachen bekümmerte.

Mit diesen Worten wollt' er aus dem Zimmer; aber die junge Kurfürstin hielt ihn zurück, und fiel ihm zu Füßen.

„Geben Sie mir Ihre Liebe zurück — rief sie — oder den Tod! Ich liebe Sie — werde Sie ewig lieben“ —

Habe Mitleid mit Deiner Gemahlin — sagte die Kurfürstin Mutter zu gleicher Zeit — Dir war vormals der Umgang Deines Bruders mit der Weizschitz so sehr zuwider — willst Du's mit der Kessel eben so machen?

Dieser Vorwurf griff ihm ans Herz. Er hob die Kurfürstin auf und umarmte sie.

„Ja — sagt' er — ich liebe Sie immer noch, und bin in Verzweiflung, daß ich Ihnen diesen Verdruß habe verursachen können. Sagen Sie mir,

nur, was soll ich thun, es wieder gut zu machen?“

Das Fräulein verheurathen! erwiederte die Kurfürstin — und sie auf immer vom Hofe entfernen!

Nun — sagte der Kurfürst bestürzt und zitternd — Sie sollen Ihren Willen haben! Suchen Sie einen Mann für sie; ich kann ihr keinen vorschlagen!“

Die Kurfürstin Mutter versprach, ihr einen auszusuchen. Der Kurfürst sagte nichts dazu; sondern ging mit nassen Augen in sein Zimmer.

Einige Augenblicke nachher, fuhren seine Kutschen vor. Er fuhr nach Moritzburg und nahm niemand mit, als seine Lieblinge, Sigismund und Reichling. Ehe er abreis'te, schrieb er an das Fräulein; bat um Verzeihung, daß er sie verliesse, und beschwor sie, den Umständen nachzugeben, und den Gemahl anzunehmen, welchen ihr die Kurfürstinnen bestimmen würden. „Es ist kein andres Mittel — schrieb er — Sie vor den Befehlsungen der Kurfürstinnen zu befreien!“

Das Fräulein glaubte vor Schmerz zu vergehn, als sie dies Billet las. „Der Verräther, der Treulose! rief sie — Ja, ich will mich verheurathen; aber an den, der Muth genug hat, dem Treulosen den Dolch ins Herz zu stoßen!“

Bei diesen Worten sank sie in Ohnmacht. Ihre Kammerfrauen brachten sie mit Mühe zu sich selber. Grade in diesem Augenblick kam Frau von Friesse, um sie zu besuchen. Diese dienfertige Dame tröstete sie, so gut sie konnte. Sie rief ihr das Andenken an ihre ehemalige Tugend und Gottesfurcht zurück. Das Fräulein fand ihre Gründe überzeugend, und wenn sie auch die Bekräftigung des Kurfürsten nicht vergaß, lernte sie doch am Ende ihren Verdruß darüber verbergen. Sie ließ die Kurfürstin Mutter durch ihre Kammerdame, Frau von Einsiedel, um Erlaubniß bitten, sich vom Hofe entfernen zu dürfen. Das ward ihr gern und willig zugestanden. Frau von Friesse, die sie auch im Unglück nicht verließ, nahm sie zu sich.

Den folgenden Tag ließen ihr die Kurfürstinnen verschiedne Parteen antragen. Das
Fräulein

Fräulein ließ ihnen sagen: sie dürfe nach eigenem Willkühr nicht wählen, sondern müsse den Mann annehmen, den ihr der Kurfürst bestimmte. Die Kurfürstinnen geriethen dadurch in Verlegenheit, und sandten den Herrn von Niltitz an den Kurfürsten, mit der Bitte, dem Fräulein einen Gemahl zu ernennen; aber der Kurfürst ließ ihnen zurücksagen: er werde nie für sie wählen; sie sollten mit dem, was er gethan hätte, zufrieden seyn; und würden ihm einen grossen Gefallen erweisen, wenn sie das Fräulein zu nichts zwängen.

Die Kurfürstinnen waren mit diesem Bescheid sehr schlecht zufrieden, und wußten nicht, wozu sie greifen sollten. — Die Kurfürstin Mutter fuhr zur Frau von Griesse, und ließ das Fräulein kommen.

„Sie wissen, Fräulein — hub sie an — daß ich Sie von jeher vor allen meinen Kammerfrauen ausgezeichnet, und daß ich oft den Wunsch geäußert habe, Sie recht gut zu versorgen. Seit der Zeit aber haben Sie mir Ursach zum Mißvergnügen gegeben; ich will das gern vergessen; aber nun will ich auch, daß Sie sich zur Wahl eines
Gatten

Gatten entschließen. Nehmen Sie, wenn Sie wollen, mir ist es gleich. Ich habe Ihnen einige Partieen vorgeschlagen; Sie haben sie verworfen; wissen Sie andre? so bin ichs zufrieden. Aber, Fräulein, entschließen müssen Sie sich, ich verlasse Sie nicht eher, bis Sie mir eine bestimmte Antwort geben. Verlassen Sie sich nicht auf meinen Sohn; sein Bruch mit Ihnen ist unwiderrüflich. — Folgen Sie mir, und zeigen Sie dem Hofe, daß Sie sich zwar von dem Weg der Tugend verirrt hatten, ihn aber wieder gefunden haben. Ich und die Kubrfürstin, meine Tochter, schenken Ihnen unsre Achtung wieder; wie werden uns nicht damit begügen, daß wir Ihnen das Geschehene vergessen, wir wollen auch das Glück des Mannes machen, den Sie zum Gemahl wählen werden.

Das Fräulein blieb während der Rede der Kubrfürstin stumm und starr; endlich nahm sie das Wort und sagte mit zitternder Stimme, sie kenne die Herren, die man ihr zur Ehe vorgeschlagen, zu wenig, um sich für einen von ihnen erklären zu können; man sollte ihr einen Monat

Bedenk

Bedenkzeit geben. Die Kurfürstin wagt' es nicht, ihr diese Forderung abzuschlagen, aus Furcht ihren Sohn zu beleidigen. „Ich willige in Ihr Verlangen — sagte sie — wenn Sie aber nach Verlauf dieser Zeit, mich länger aufziehen wollen, so wissen Sie, daß ich Mittel in Händen habe, Ihre Hartnäckigkeit zu beugen!“

Der Monat war beinah verfloßen, und immer noch konnte sich das Fräulein zu keiner Wahl entschließen. Sie wartete immer noch, wie eine zweite Penelope auf die Rückkehr ihres Ulyßes, und schmichelte sich mit der eiteln Hoffnung, der Kurfürst, der sich unter bitterem Gram in Moritzburg verschlossen hielt, werde zurückkommen, und sie von der Tyrannei der beiden Kurfürstinnen erlösen.

Endlich unternahm es Frau von Friesen, die es nicht mehr sehen konnte, wie sie mit vergeblichen Wünschen das Herz zernagte, sie von ihrer thörichten Leidenschaft zu heilen. Sie mahlte ihr das Lächerliche und Abscheuwürdige ihrer Liebe so lebhaft, unterstützte dies Gemählde mit so vernünftigen Gründen, zeichnete ihr den Feldmarschall

schall Herrn von Sauchwitz so vortheilhaft, daß sie sich endlich entschloß, ihn zum Gemahl zu wählen. Frau von Friesse brachte den beiden Kurfürstinnen diese Nachricht, und erweckte ihnen dadurch eine lebhaftere Freude, als sie über die Nachricht eines Sieges, welchen der Kurfürst erfochten, würden empfunden haben.

Die Kurfürstin Mutter trug die Kosten der Hochzeit, und überhäufte die Braut mit Geschenken und Schmeicheleien. Einige Tage darauf führte Herr von Sauchwitz seine Gemahlin nach Wittenberg. Er war Gouverneur von dieser Stadt. Mit der Zeit gewann er durch seine zärtliche Aufmerksamkeit seiner Gemahlin Freundschaft, und machte sie des Kurfürsten vergessen.

Letzter kam bald nach ihrer Abreise nach Dresden zurück. Der Gram stand auf seinem Gesichte gemahlt. Er machte den Kurfürstinnen weiter keine Vorwürfe, und die Zeit, die alles in Vergessenheit begräbt, that auch ihm diesen Dienst, und gab seinem Herzen die vorige Freiheit wieder.

Aber

Aber nicht auf immer. Es war einmal geschrieben, daß Augusts Herz noch nicht von dieser Leidenschaft frei bleiben sollte.

Eine junge Schönheit, aus dem tiefsten Norden, mußte es ihm von neuem entführen, und ihn in Unruhen versetzen, die er nie so peinlich gefühlt hatte. Dies war die Gräfin Aurora von Königsmark, die mit einer edlen Geburt, einem feinen Verstand, und alle erdenkliche Reize verband. Ihre Taille war von den mittlern, aber eine edle Geschmeidigkeit webte darin. Ihre Gesichtszüge waren so fein, so vollendet regelmäßig, daß man ihres gleichen vergeblich suchte. Ihre schönen, kräftig und dicht in einander gereiheten Zähne, überblendeten die Weiße der Perlen. Ihr schwarzes, lebendiges Auge glühte von Feuer und Zärtlichkeit. Ihr schwarzes Haar hob die Schönheit ihres Teints, auf welchen die Natur einen hellen, feinen, lebendigen Karmin gelegt hatte, unbeschreiblich. Ihr Hals, Arm und Hand war von einer Weiße, die ihr Juno beneidet hätte — Kurz, die Natur schien sich erschöpft zu haben, um sie zu bilden. Mit allen

diesen körperlichen Vollkommenheiten verband sie viel Geschmeidigkeit im Umgange; ein herzzerberndes Wesen; muntern Scherz; feine Satyre; glüklichen treffenden Witz; einen lebhaften, darstellenden Pinsel, alle Arten von Charakteren oder Lächerlichkeiten nach dem Leben zu zeichnen; sonderbare Ideen, die sie eben so sonderbar vortrug; eine beispieldlose Grosmuth und Uneigennüzigkeit; ein wohlwollendes, fühlendes Herz, das immer bereit war zu helfen, nimmer zu schaden; Rachsucht kannte sie nicht; Beleidigungen vergaß und verachtete sie; sie war bescheiden, ohne Stolz, und von ihren ausserordentlichen Vollkommenheiten nicht im mindesten eingenommen. Sie sprach Französisch, Italienisch, Teutsch, wie ihre Muttersprache; selbst Lateinisch verstand sie; und machte artige Verse. Sie liebte Musik, Schauspiele, Pracht und Vergnügungen; sie zeichnete meisterhaft; wußte Geschichte und Geographie; hatte Kenntniß des Alterthums, und war in den schönen Wissenschaften bewandert. Kein Wunder, wenn sie mit allen diesen Vollkommenheiten Friedrich August's Herz eroberte. Er liebte sie beim

beim ersten Anblick, und als ihn seine Flatterhaftigkeit nachher zum Bruch mit ihr zwang, schätzte er sie immer noch hoch; sie war die einzige seiner Mätressen, für die er eine immerwährende Achtung behielt.

Sie war mit ihren beiden Schwestern, den Gräfinnen von Löwenhaupt und von Steinbock aus Schweden nach Teutschland gekommen, um die Hinterlassenschaft ihres einzigen Bruders zu heben, der in Hannover gestorben war. Er hatte beträchtliche Summen in die Handlung der Gebrüder Lastrop, Kaufleute in Hamburg, niedergelegt. Als man aber sein Pult öffnete, fand man keine weitere Dokumente darüber, als was er seinen Schwestern mündlich und schriftlich davon gesagt hatte. Als er tod war, foderten diese die Kapitalien zurück; aber die Gebrüder Lastrop, die erfahren hatten, daß sie weiter keine Beweise darüber hätten, erwiederten: sie hätten weiter nichts von ihm, als eine Garnitur Diamanten, dierzig tausend Thaler an Werth. Sie erbieten sich, diese den Gräfinnen auszuliefern, wenn sie ihnen den Tod ihres Bruders, und daß er ohne

Testament gestorben sei, dokumentirten. Einer ihrer Handlungsdiener verrieth sie, und hinterbrachte den Gräfinnen, daß seine Prinzipale 400,000 Thaler vom Grafen von Königsmark in Händen hätten. Sie wandten sich an den Rath von Hamburg; aber der Kredit, worin die Brüder Lastrop standen, unterdrückte die gerechte Sache. Die Gräfinnen unternahmen es aus guten Gründen nicht, sich von der Direktion des Niedersächsischen Kreises Recht zu verschaffen; sondern gingen nach Dresden, um des Kurfürsten Beistand zu erflehen. Sie hatten viel Empfehlungsschreiben vom Dänischen Hofe an die Kurfürstin Mutter; und sie wurden von ihr mit außerordentlicher Freude empfangen. Sie schätzte die Verdienste der drei Schwestern; sah' aber leicht ein, daß Aurora die jüngste, den Vorzug verdiente. Sie faßte zu ihr, eben so wie die junge Kurfürstin, eine Freundschaft, die man Bärtlichkeit nennen konnte.

Der Kurfürst war grade auf der Leipziger Messe, als die drei Gräfinnen nach Dresden kamen. Auf seiner Rückreise hielt er sich in der
Gegend

Gegend von Meissen auf, und jagte; so, daß fast ein ganzer Monat hinging, eh ihm die Gräfinnen ihre Klagen vortragen konnten. Als er nach Dresden zurückkam, stellte sie ihm die Kurfürstin Mutter vor.

„Hier sind drei Schwestern aus dem Hause Königsmark — sagte sie — Sie kommen, um bei Dir Schutz und Hilfe zu suchen. Ihre Verdienste und Geburt machen sie dessen würdig. Ich vereinige meine Bitten mit den ihrigen, und bitte Dich, daß Du alles anwendest, um ihre Forderungen durchzusetzen!“

Der Kurfürst erstaunte über die Schönheit der Gräfinnen. Aber seine Augen hefteten sich bald ausschliessend auf Auroren. Er wandte sich mit seinem Gruß zuerst an sie. Darum nahm sie das Wort für sich und ihre Schwestern.

„Ew. Durchlaucht sehn hier drei Schwestern des Grafen von Königsmark — sagte sie — der das Glück gehabt hat, Sie auf einem Theil Ihrer Reisen zu begleiten. Wir sind gekommen, um bei Ew. Durchlaucht Unterstützung wider die Gebrüder Lastrop, Kaufleute in Hamburg, zu

suchen. Sie wollen die Kapitalien, die unser Bruder in ihre Handlung gegeben, nicht eingesiehn und auszahlen. — Ew. Durchlaucht Güte und Menschenfreundlichkeit verbreitet sich auf alles, was um Ihnen ist: Sie wissen nicht, was das heißt: dem Hilfsbedürftigen eine Bitte abschlagen — haben wir nicht Grund, unsre größte Hoffnung darauf zu setzen, da wir aus der entferntesten Weltgegend kommen, Sie um Hilfe zu flehn?“

Seyn Sie überzeugt, Gräfin — erwiederte der Kurfürst — daß ich Ihnen Gerechtigkeit verschaffen will. Und sollte ich das Unglück haben, und nichts ausrichten, so will ich den Schaden wieder gut machen, den Ihnen der Hamburger Rath zufügt. — Ich bitte Sie, bis die Sache ausgemacht ist, mit ihren Schwestern an meinem Hofe zu bleiben. Sie sollen mit aller der Aufmerksamkeit bedient werden, die Ihren Verdiensten angemessen ist, und mein Beispiel soll meine Hofleute belehren, wie sie sich gegen Sie zu betragen haben!“

Die Ankunft der jungen Kurfürstin machte dieser separaten Unterhaltung ein Ende. Der Kurfürst sagte den Gräfinnen von Löwenhaupt und Steinbock noch einige Verbindlichkeiten, und die Konversation ward allgemein. Alles bewunderte den feinen Verstand Aurorens; um ihr herum schollen nichts als Lobeserhebungen. Sie nahm sie mit solch einer edlen Bescheidenheit auf, daß es schien, als wenn sie dieselben nicht verstände. Der Kurfürst selbst war so von ihrer Schönheit und ihrer reizenden Sittsamkeit, die über ihr Ganzes webte, hingerissen, daß er von diesem Augenblick an, eine feurige Liebe zu ihr faßte.

Seine Ungeduld, ihr seine Liebe zu erklären, war aufs äußerste gespannt. Gleich den folgenden Tag besucht er die Gräfinnen; aber er hatte keine Gelegenheit, mit der Gräfin Aurora allein zu sprechen, ihre Schwestern waren die ganze Zeit gegenwärtig. Aber seine Augen sprachen vernehmlich genug, und Aurora bemerkte den Eindruck, welchen sie auf das Herz des Kurfürsten gemacht hatte. Ihre Schwestern wurden

es eben so gut inne, und zogen Auroren damit auf, als sich der Ruhrfürst entfernt hatte.

„Man vergleicht uns hier den drei Grazien — sagte die Gräfin von Steinbock scherzend — und die Vergleichung paßt so uneben nicht. Aber wir suchen hier nicht den Preis der Schönheit; und der Paris, der hier darüber entscheidet, hätte wenigstens so lange warten sollen, bis wir ihn um sein Urtheil gebeten hätten!“

Aurore konnte diesen spaßhaften Seitenhieb ihrer Schwester nicht anhören, ohne zu erröthen. Sie schlug die Augen nieder und sagte kein Wort.

„Du wirst roth, Schwester? — fuhr die Gräfin von Steinbock in eben diesem Ton fort — Du bist weit bescheidner als Venus; Du triumphirst über Deinen Sieg nicht. Aber wenn Du auch stolz drauf würdest, glaub nicht, daß untre Löwenhaupt und ich, uns so darüber erbosfen, als ehemals die beiden Göttinnen!“

Nein gewiß nicht, liebe Aurore! nahm die Gräfin Löwenhaupt das Wort — Ich versichre Dich, daß ich's nicht wage, mit Dir in Schönheit zu wetteifern. Und wenn mir ein Paris den

den Apfel reichte, würde ich eine schlechte Meinung von seinem Geschmaek fassen.

Ich bitt' Euch, liebe Schwestern — erwiderte Aurora — laßt die Allegorie, und erklärt Euch deutlicher. Was hab' ich Euch gethan, daß Ihr wider mich zu Felde zieht. Was meint Ihr denn für einen Paris? Welche Eroberung soll ich denn gemacht haben?

Wie, Aurora — sagte die Löwenhaupt — ist dies noch nicht genug, daß wir Dir ohne Eifersucht das Feld räumen? Wir sollen Dir auch noch den Ritter nennen, der Dir so sichtbar den Vorzug vor uns gegeben hat. — Nein, Schwesterchen, so weit geht unsre Gutherzigkeit nicht. Wir könnten ihn nicht nennen, ohne ihn zu loben, und es ist nicht Mode, daß man Leute lobt, die uns demüthigen. —

Wahrhaftig, ich werde böse! — unterbrach Aurora sie etwas hüzig — Ich muß vergessen, daß Ihr älter seid, wie ich, und Euch den Mund verbieten. —

Wenn Du böse wirkst, Schwesterchen — sagte die Gräfin Steinbock — so müssen wir freilich

schweigen — aber doch wirst Du uns nicht verbieten können, zu denken, daß Du den Vorzug, den Dir der Kurfürst zugestanden hat, so gut bemerkt hast, wie wir —

Ich wüßte nicht, woran — erwiderte Aurora — der Kurfürst hat uns alle gleich verbindlich empfangen.

Richtig — sagte die Gräfin Löwenhaupt — aber er hat uns nicht so angeblickt, wie Dich!

Ihr habt die Gabe, feiner zu bemerken, als ich! — sagte Aurora mit einer Miene, die andeutete, daß ihr diese Konversation nicht das größte Vergnügen machte. — Und das ist ganz natürlich, da ihr unter Euren Männern, die vorher Eure Liebhaber waren, die Augensprache studirt habt. — Aber ich habe noch nie geliebt, und ich kann nicht eher wissen, ob mich jemand liebt, bis er mir's sagt!“

Ein Besuch unterbrach diesen kleinen Wortwechsel. Sie gingen den Abend zur Kurfürstin Mutter. Der Kurfürst erschien auch; sagte den Kurfürstinnen ein paar Worte, und wandte sich darauf

darauf an die Gräfin von Königsmark. Das Feuer seiner Leidenschaft brach durch.

„Ich weiß nicht — fing er an — ob Sie mein Geständniß beleidigen wird. — — Ihre Reize haben mich gefesselt. Für Sie leb' ich, für Sie athm' ich! Ich wäre der unglücklichste Mann, wenn meine zärtlichste Ehrfurcht, Sorgfalt und aufrichtige Huldigung Ihnen unangenehm seyn könnten. —

Als ich an Ew. Durchlaucht Hof kam, erwiderte sie, glaubt' ich, daß mir Ihre Großmuth nur Lob und Dankbarkeit erpressen würde; ich dachte nicht, daß ich über Ihre außerordentliche Güte würde erröthen müssen. Ich bitte Ew. Durchlaucht unterthänigst, mich mit dergleichen verbindlichen Ausdrücken nicht zu beschämen; sie könnten meiner innigen Dankbarkeit und der tiefen Ehrfurcht, die ich für Ew. Durchlaucht fühle, Abbruch thun.

Mit diesen Worten rief sie die Gräfin von Löwenhaupt, die nicht weit von ihr stand, und sagte: Se. Durchlaucht erkundigen sich bei mir
nach

nach dem Zustand des Schwedischen Hofes; Du kannst besser auf Ihre Fragen antworten, als ich.

Die Verwirrung des Kurfürsten geht über alle Beschreibung. Um sie gut und schlecht zu verbergen, that er zwei oder drei Fragen an die Gräfin von Löwenhaupt und entfernte sich.

Als er auf seinem Zimmer mit Reichling allein war, schüttete er sein ganzes Herz aus.

„Wenn je ein Mensch zu beklagen war — hub er an — so bin ich's. Ich bete ein undankbares Mädchen an — sie haßt mich — verachtet mich vielleicht. — Und doch fühle ich, daß ich nicht aufhören kann, sie zu lieben!“

Reichling sah, daß des Kurfürsten Liebe nicht heftiger seyn konnte; er sucht ihn ausser Furcht zu setzen, und redete so offen und fein mit ihm, wie er vermöge des Vertrauens konnte, das der Kurfürst auf ihn setzte.

Wie können Ew. Durchlaucht gleich verzweifeln — sagt er — wenn ein Mädchen von Geburt sich nicht auf den ersten Schlag ergiebt? — Die Gräfin ist durchaus nicht zu tadeln. Sie hat Ihnen geantwortet, wie es einem Mädchen von
ihrem

ihrem Stande zukömmt. Sie mußte so antworten, wenn sie mit Ihrer Liebe, auch Ihre Achtung haben wollte. Was würden Sie selbst gedacht haben, wenn sie sich gleich beim ersten Sturm ergeben hätte. Sie hätten sie verachtet, und liebten sie vielleicht jetzt schon nicht mehr.

Nein, nein — rief der Kurfürst — ich hätte sie nur feuriger geliebt, wenns möglich wäre. — Gib Dir keine Mühe, die Undankbare zu rechtfertigen — Mittel! Mittel suche, wie ich ihr Herz rühren kann.

Nun berathschlagte sich Herr und Vertrauter. Das Ende war, daß der Kurfürst schreiben, und Reichling das Billet aushändigen sollte.

Den Tag darauf geschah' es. Herr von Reichling verfügte sich zu den Gräfinnen zu einer Stunde, wo er wußte, daß die vornehmsten Personen vom Hofe bei ihnen waren. Ihm, als Liebling des Kurfürsten, — wich jeder, es ward ihm also sehr leicht, zur Gräfin von Königsmark vorzudringen. Er unterhielt sie lange mit gleichgültigen Dingen; unvermerkt kam er auf die Poesie. Wir haben schon gesagt, daß die
Gräfin

Gräfin Werse liebte, und selbst welche machte. Herr von Weichling war in eben dem Fall; er sagt' ihr ein Gedicht aus seiner Fabrik vor, und als er sahe, daß sie ihm mit Vergnügen zuhörte, sagt' er: er sterbe vor Verlangen, ihr einige Verse, die er auf die Liebe des Kurfürsten zur Fräulein Kessel gemacht hätte, zu zeigen; aber das könne nur unter vier Augen geschehn. So gleich stand sie auf, und begab sich mit ihm in einen Erker. Als er ihr wirklich einige Verse über jenen Gegenstand vorgefagt hatte, nahm er Gelegenheit, ihr von der Liebe des Kurfürsten zu sprechen, und ein so eindruckvolles, lebhaftes Gemählde davon zu machen, daß die Gräfin gerührt schien. Herr von Weichling faßte diese glücklichen Minuten auf — reichte ihr das Billet. Sie nahm es, schob es in ihre Tasche und sagte: er könne Antwort erwarten. Darauf gingen sie zur Gesellschaft zurück; und einige Augenblicke nachher ging sie in ihr Zimmer, erbrach, und las folgendes Billet:

Wenn Sie meine Verzweiflung sehn
 könnten, liebenswürdige Gräfin, so bin ich
 gewiß,

gewiß, daß Ihr gutes Herz, den Haß, den Sie für mich zu hegen scheinen, niederdrücken, und mir Ihr Mitleid nicht versagen würde. Ja, Gräfin, keine Traurigkeit kann grösser sehn, als die meinige, daß ich's gewagt habe, Ihnen zu sagen, daß ich Sie anbete. Erlauben Sie, daß ich dies Verbrechen zu Ihren Füßen büßen darf; und weil Sie meinen Tod wollen, so versagen Sie mir den letzten armen Trost nicht: daß ich aus Ihrem Munde mein Urtheil höre. Der Zustand, der mein Herz peinigt, läßt mich nicht mehr sagen. Lassen Sie sich von Beichling alles erklären. Er ist mein zweites Ich. Sie werden von ihm erfahren, daß mein Leben und Tod in Ihren Händen sind.

Die Standhaftigkeit der Gräfin litt durch dies Billet eine gewaltige Erschütterung. Sie wußte nicht, wozu sie greifen sollte: ob zu Gute, oder zu Gewalt. Endlich trieb sie ihr unvermeidliches Verhängniß wider Willen zu folgender Antwort:

Es kömmt einem armen Mädchen so wenig zu, Grosse der Erde zu richten, daß ich nicht
weiß,

weiß, wie ich mich gegen Ew. Durchlaucht benehmen soll. Es ist nicht so leicht, das, was man hoch achtet, zu verurtheilen; wenn man auch die größte Ursach hätte — kann man den Todesauspruch thun? Urtheilen Ew. Durchlaucht also hieraus, ob ich's kann, da mein Herz von Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen Sie durchdrungen ist!

Als das Billet fertig war, kam sie zur Gesellschaft zurück, und gab es dem Herrn von Beichling mit den Worten: Hier sind die Verse, die Sie von mir verlangt haben, aber Sie müssen sie niemand zeigen.

Raum hatte sie diesen Schritt gethan, als tausend ängstliche Vorstellungen sich ihr aufs Herz warfen. Die Gesellschaft ward ihr zuwider; sie gab Unbäslichkeit vor; ging auf ihr Zimmer; warf sich aufs Bette; dachte über ihr Betragen nach, und machte sich Vorwürfe, die sich die größte Verbrecherin nicht bitterer machen konnte.

„Ich bin besiegt — rief sie — von einer Leidenschaft, die wider Willen in mir auflebte, besiegt, beherrscht! Alle meine Entschliessungen sind unnütz.

Ach!

Ach! daß ich so schwach war, das Billet anzunehmen und zu beantworten! Wo bekomme ich nun Kräfte her, meine Zärtlichkeit zu verbergen? Ich muß fort von hier! Fort, nach Schweden zurück! Und wenn sich meine Schwestern widersetzen, oder den Grund davon wissen wollen, so sollen sie's erfahren!“

Bei diesem Entschluß blieb sie. Sie brachte den noch übrigen Theil des Tages und die Nacht zu, wider eine Leidenschaft zu kämpfen, deren Meisterin sie nicht mehr war.

Während sie sich so zermartete, war der Ruhrfürst nicht weniger unruhig. Die Antwort der Gräfin befriedigte ihn nicht. An das Wort Ehrfurcht, am Ende des Billets, stieß er sich. „Sie versteht dadurch die Achtung, die sie meiner Würde schuldig ist — und dieser habe ich auch wol nur zu danken, daß sie meinen Brief annahm, und ihn so kalt beantwortete!“ — Ein paar Minuten nachher ergriff er das Billet wieder, drückt' es entzückt an seine Lippen — denn es kam von der Hand der göttlichen Aurora. Nachdem er sich lange geängstigt hatte, gelangt

am Ende dem Herrn von Reichling, ihn mit dem Versprechen zu beruhigen, daß er morgen noch einmal zu ihr gehn, und ihm Leben oder Tod mitbringen wolle.

Als die Gräfin Königsmark den folgenden Morgen erfuhr, daß ihre Schwestern aufgestanden waren, ließ sie dieselben bitten, in ihr Zimmer zu kommen. Sie sagte ihnen: die Dresdner Luft bekomme ihr so schlecht, daß sie nichts eifriger wünsche, als Rückkehr nach Schweden. Uebers dies wäre auch ihre Gegenwart unnötig, weil der Ruhrfürst doch weiter nichts thun könne, als beim Kaiser für sie sprechen, damit der Hamburger Rath die Betrügereien der Lastroppe ahnete.

Die beiden Gräfinnen waren über diesen Einfall Aurorens äußerst erstaunt. Sie sagten: sie könnten unmöglich glauben, daß die Besorgniß für ihre Gesundheit sie aus Dresden triebe; sie hätte ja bis jetzt noch über nichts geklagt. Sie drangen in sie, ihnen die eigentliche Ursach zu entdecken. „Nicht wahr Aurora — sagte die Gräfin von Steinbock — wir haben neulich nicht ganz unrecht gehabt. — Du willst den Nach-

stellungen des Fuhrfürsten aus dem Wege gehn?
 — Aurora wollte reden; wollte ihnen den ganzen
 Zustand ihres Herzens entdecken; aber ein Strom
 von Thränen unterdrückte ihre Stimme, ihre
 Verwirrung allein mußte für sie sprechen. Ihre
 Schwestern nahmen einigen Antheil an ihrer Un-
 ruhe, und drangen von neuem in sie, ihnen die
 Ursach ihres Kammers zu entdecken. „O Schwe-
 stern, sagte sie, zwingt mich nicht. Ich habe
 den besten Willen, Euch alles ja gestehn, aber ich
 vermags nicht. — Bedenkt nur das Einzige, daß
 es wider alle Klugheit ist, wenn ein Mädchen vor
 meinem Alter, die ganz von sich allein abhängt,
 sich an diesem Hofe aussetzt!“

Die Gräfin Steinbock war von ihrem Zustand
 innigst gerührt, und war sogleich zur Abreise be-
 reit. „Such Deine Unruh möglichst zu verbergen
 — sagte sie — wir wollen fort. Wir wollen die
 Achtung mit uns nehmen, die man hier für uns
 gefaßt hat!“

Die Gräfin Löwenhaupt sagte zu dem allen
 kein Wort. Ihr Herz war eben so unruhig, wie
 das Herz ihrer jüngern Schwester. Sie zitterte

bei dem Gedanken, den Sächsischen Hof zu verlassen. Denn sie hatte mit dem Fürsten von Sachsenberg eine enge Verbindung geknüpft. Dies war nach dem Kurfürsten die liebenswürdigste Mannsperson am Hofe; groß und schön gebildet; von edlem Wesen, Feinheit und studirter Galanterie; sein Verstand war hell und durchdringend; er drückte sich ausserordentlich leicht und schön aus, und hatte die Gabe, einem alles zu überreden, was er wollte — ein ganz vollkommener Mann! wenn er aufrichtiger und in der Liebe gewissenhafter gewesen wäre.

Als die Gräfinnen am Hofe erschienen, war Aurora der Gegenstand seiner heissesten Wünsche; aber er war fein genug, um auf den ersten Blick zu sehn, daß ihre Reize den Kurfürsten gefesselt hatten. Er war zu sehr Hofmann, um der Nebenbuhler seines Herrn zu werden; die Klugheit hieß ihn, das Feld räumen, und da er grade damals mit keiner Hofdame genau zusammenhing, so hielt er sich an die Gräfin von Löwenhaupt. Sie erkannte seine Reize, und bald war die engste Verbindung unter ihnen geschlossen. Ihre Liebe

fam

Kam grade erst in Schwung, als es Aurora einfiel, nach Schweden zurückzugehn. Sie willigte in die Abreise zum Schein eben so gern, wie die Gräfin Steinbock; aber im Herzen war sie fest entschlossen, zu bleiben und auch zu verankerten, daß ihre Schwestern blieben.

Aurora beruhigte dies Versprechen ihrer Schwestern zum Theil. Sie stand auf und blieb den Tag über im Neglige, als wenn sie unbeschadet wäre. Die Traurigkeit und Ermattung, die um ihre Augen schwebte, gab ihr ein zärtliches, schmachtendes Ansehn, das ihren Reizen außerordentlich vortheilhaft war.

Den ganzen Tag über ward das Zimmer der Gräfinnen von Besuch nicht leer. Alles, was am Hofe galant war, fand sich zu ihnen. — Gegen Abend erschien der Kurfürst selbst. Als er hereintrat, hatte sich Aurora eben entfernt, um einen Brief zu schreiben. Er glaubte: sie vermiede ihn — und ward unruhig. Kaum daß er ein Wort mit den Gräfinnen redete. Die Gräfin Löwenhaupt sah, was in seinem Herzen vorging; sie näherte sich ihm, und sagte ganz leise:

Man flieht Ew. Durchlaucht; aber man würde Sie nicht fliehen, wenn man Sie haßte!“

Diese Worte rissen den Kurfürsten heraus,

Die Gräfin? — erwiederte er — Wissen Sie meine Leiden?

Quälen Sie sich nicht mit unnöthigen Besorgnissen — sagte die Gräfin — Sie werden geliebt. Glauben Sie mir. Was in meinen Kräften steht, will ich für Sie thun. —

Bei diesen Worten trat Aurora ins Zimmer. Ihre Erscheinung, und die Versicherung, die ihm die Gräfin Löwenhaupt gegeben, mahlte sichtbare Freude in allen seinen Zügen. Jedermann bemerkte es. Aurora, die seine Ankunft nicht wußte, stuzte, schlug erröthend die Augen nieder, und machte ihr Compliment, ohne ihn ansehen zu können.

Sie sind so schön, Gräfin — fing der Kurfürst an — daß ich der Nachricht, Sie befänden sich nicht wol, unmöglich trauen kann. Ich glaube, Sie wollten nur das Bedauern Ihrer Freunde auf die Probe stellen. Und wenn das ist, Gräfin, darf ich mich da wol mit unter ihre Anzahl rechnen? Ich glaube, die Aruube, worin mich der Auf Ihrer Krankheit gesetzt hat, verdiente es —

Ich fühle zu lebhaft, was ich Ew. Durchlaucht alles danke — erwiederte die Gräfin — als daß ichs wagen dürfte, Sie meinen Freund zu nennen, Sie, die ich als einen mächtigen Fürsten, und als den Schutzzott meiner Familie verehren muß. Aber doch muß ich Ew. Durchlaucht für die gütige Theilnehmung an meiner Unbäslichkeit von Herzen danken!

Alle Anwesende wußten, daß sich der Kurfürst gern mit Damen, selbst mit solchen, in die er nicht verliebt war, unter vier Augen unterhielt. Sie entfernten sich aus Ehrfurcht. Der Fürst von Fürstenberg unterhielt die Gräfin von Löwenhaupt, und der Kanzler von Weichling redete mit der Gräfin Steinbock über ihre Streitigkeit mit den Gebrüdern Lastrop.

Die beiden Liebenden machten sich diese Freiheit zu nuze. Der Kurfürst drückte sich so stark, so feurig, so unwiderstehlich aus, daß Gräfin Aurora ihrem Entschlus, ihm ihre Zärtlichkeit nicht merken zu lassen, ungetreu ward. Sie sagten sich tausend zärtliche Dinge; und waren gegenseitig darüber entzückt — Das Ende machte

eine feierliche Versicherung: sich ewig zu lieben. — Aurora bat den Kurfürsten, ihr Verstandniß geheim zu halten, besonders vor der Gräfin von Steinbock, deren strenge Tugend sie fürchtete. Der Kurfürst verrieth ihr, was ihm die Gräfin Löwenhaupt vorhin gesagt hatte, und sie beschloffen, sie zur Vertrauten ihrer Liebe zu machen. Endlich schieden sie, gleich entzückt, daß sie ihr Herz leichter gemacht hatten.

Ehe sich der Kurfürst entfernte, besprach er sich noch mit der Gräfin von Löwenhaupt, entdeckte ihr, wie er mit ihrer Schwester stände, und bat sie, auf seiner Seite zu bleiben, und Auroren dahin zu vermögen, daß sie's zufrieden wäre, wenn er der ganzen Welt kund thäte, daß er sie anbete. Sie versicherte ihn alles möglichen Beistandes, und er entfernte sich, auffer sich vor Vergnügen.

Die Gräfin Löwenhaupt arbeitete so thätig und wirksam zum Vortheil des Kurfürsten, daß sie bald alle Furcht, Einwürfe und Skrupel ihrer Schwester hob. Sie that dem Kurfürsten die Wirkung ihrer Arbeit kund, und versicherte ihn,
in

in einer Unterredung, die sie mit ihm hatte, daß er seines Sieges vollkommen gewiß sei; nur wisse sie nicht, wie er Auroren sehn könne, ohne daß es die Gräfin von Steinbock inne würde. Dem Kurfürsten fehlt' es bei Liebeshändeln nie an glüklichen Einfällen und Mitteln, zu seinem Zweck zu gelangen — er sagte: man müsse sie bewegen, daß sie ihren Schwestern eine Spazierfahrt nach Morizburg bewilligte. Hier würde er der Gräfin Aurora ein Zimmer geben, wo er sich mit ihr unterhalten könnte, ohne daß die Gräfin Steinbock etwas davon bemerkte. Die Gräfin Löwenhaupt billigte diesen Vorschlag. Sie redete mit Auroren davon; diese machte Anfangs Schwierigkeiten; aber endlich gab sie den Vorstellungen ihrer Schwester, und den Bitten des Kurfürsten nach, der sie grade überraschte, als sie sich von der Reise nach Morizburg unterhielten.

Nie war der Kurfürst so vergnügt, als jetzt, wo er die Einwilligung seiner Schöne erhielt. Bei eben dieser Unterredung schwuren sie sich ewige Lieb' und Treue; und die Unterhaltung der Grä-

In Aurora entzückte den Kurfürsten in dem Grade, daß er nicht satt werden konnte, ihr seine zärtlichen Neigungen zu erklären und feurig zu bekräftigen. Sie schieden. Ein zärtliches Lebewohl von der Gräfin Aurora machte ihn vor Liebe trunken.

Die Gräfin Strinbock mißbilligt es sehr, daß ihre Schwestern dem Kurfürsten eine Lustfahrt zugesagt, bei welcher sich die Kurfürstinnen nicht befänden, und die sie deshalb in den Augen dieser Damen sehr herabsetzen mußte. „So lange ich glaubte, Aurora, — sagte sie — daß Du die Leidenschaft des Kurfürsten mit der Kälte ansiehst, wie sie Deine Geburt und Tugend erfordert, hab' ich Dir nichts gesagt; ich verließ mich auf Deine Klugheit; aber jetzt, da ich sehe, daß Du die Strenge ablegst, die Du vorher gegen ihn übest, ist's meine Pflicht, Dich vor den Abgrund zu warnen, an welchem Du stehst. Du hast Deinen freien Willen; ich habe keine Macht über Dich; aber die Tugend, Aurora, die Tugend hat sie; ich beschwöre Dich: widersteh ihren Regungen nicht! Bedenke, was Du Dir selbst schuldig bist,

und daß Du jene vortheilhafte Begriffe, die man sich mit Recht von Dir gemacht hat, nicht verlieren darfst. — Fasse Muth, Schwester, sei Meislerin Deines Willens; folge mir nach Schweden. Fürchte Dich nicht — es ist freilich ein harter Schritt; aber so schrecklich er Dir auch Anfangs scheinen möchte, so wird er Dir doch in der Folge süßer werden, als die mißliche Lage einer Mätresse.

Aurora brach in Thränen aus. Sie antwortete der Gräfin Steinbock nicht, sondern umarmte sie zärtlich, und verschloß sich in ihr Zimmer. Die Gräfin von Löwenhaupt folgte ihr, und es gelang dieser gefährlichen Schwester, alle die Regungen von Tugend zu unterdrücken, die die Vorstellungen der Gräfin von Steinbock in ihr lebendig gemacht hatten. Sie mahnte ihr den Ruhfürsten vor Liebe brennend, und achtungsvoll; schilderte seine Verzweiflung, wenn sie ihn verließ, und seine gerechte Ursach zum Verdruß, wenn sie nun nicht Wort hielte, da sie ihm so gewiß versprochen, mit nach Morizburg zu reisen. „Dies ist eine Gefälligkeit — sagte sie —

die

die wir ihm für die Großmuth, mit welcher er sich für uns interessirt, schuldig sind. Unsrer Steinboß muß doch daran gar nicht denken, sonst würde sie uns nicht davon abzuhalten suchen.

Gräfin Aurora, die nicht mehr Meisterin ihres Willens war, widerstand ihren Vorstellungen sehr schwach, und willigte endlich, mit nach Morizburg zu gehn.

Die Gräfin Steinboß betrübte sich, als sie den Entschluß ihrer Schwester vernahm, und als sie denselben nicht wankend machen konnte, gab sie Unbäßlichkeit vor, und reis'te nicht mit.

Ehe der Ruhrfürst nach Morizburg abging, sandt' er der Gräfin von Königsmark einen außersordentlich prächtigen Anzug, und eine ausgesuchte Garnitur der kostbarsten Diamanten. Die Gräfinnen von Steinboß und von Löwenhaupt wurden nicht vergessen, auch sie bekamen prächtige Geschenke, obgleich nicht so ansehnlich, wie die für ihre Schwester.

Aurora und ihre Schwester Löwenhaupt, von den schönsten Damen des Hofes, die alle wie

Amas

Amazonen gekleidet waren, begleitet, fuhren nicht lange nach dem Kurfürsten ab.

Es waren ihnen zu Ehren außerordentliche Vergnügungen veranstaltet. — Sobald sie in den Wald vor Morizburg kamen, stellte sich ihnen ein prächtiger Pallast dar. Ihre Karosse hielt an, um sie die Pracht dieses Werks bewundern zu lassen — plötzlich öffnete sich das Thor! Diane von ihren Nymphen begleitet, schwebte daher. Sie redete die Gräfin Aurora mit einer Auspielung auf ihren Namen, als die Göttin mit Rosenfingern an, und lud sie ein, die Huldigungen der Waldgottheiten anzunehmen.

Die Damen stiegen aus, und wurden von Dianen in einen Saal geführt, der eine Folge von Gemälden enthielt, welche die Thaten dieser Göttin vorstellten. Der Tod des zärtlichen Endymion, und die Bestrafung des verwegenen Aktaon, waren mit unendlicher Kunst gemahlt. Diana befahl ihren Nymphen, Auroren und ihr Gefolge zu bewirthen — sogleich öffnete sich der Boden, und eine Tafel mit den auserlesenen, leckerhaftesten Gerichten stieg langsam aus der

Erde

Erde herauf. Als sich die Damen gesetzt hatten, scholl eine Musik von Hautbois, Pfeifen, Hörnern und Schalmeyen. — Pan erschien, von Faunen und andern Waldgöttern begleitet — Dies war der Kubrfürst mit den schönsten Mannspersonen seines Hofes. Diana, die von der Frau von Reichling vorgestellt ward, bat den Pan, sich an die Seite der schönen Aurora zu setzen. — Wie viel artige Sachen sagte ihr der Gott nicht! Wie aufmerksam war er, sie zu bedienen! Mit wie viel Sorgfalt er ihr zu gefallen strebte! Wie feurig er sie seiner Liebe versicherte! — Tausendmal sagten sie gegenseitig: Wie schön, wie reizend Sie sind! — Wie zärtlich ich Sie liebe! Ewig, ewig will ich Sie lieben!

Sobald das Mahl genommen war, hörte man ein Getöse von Hunden und Jagdhörnern. Die Damen liefen ans Fenster, und erblickten einen Hirsch, der von den Jägern verfolgt ward: Sie wünschten, der Jagd folgen zu können; sogleich waren Pferde und Jagdschäfen für diejenigen, die nicht reiten konnten, bei der Hand. Der Hirsch, der rundum eingeschlossen war, stürzte sich in den
 grossen

grossen Schloßteich. Die Hunde hinterdrein. Die Damen fanden am Ufer Gondeln, die sie auf eine Insel, mitten im Teich überführten. Sie sahn den Hirsch sterben, und ihm das Jagdrecht geben.

An dem einen Ende der Insel war ein prächtiges Türkisches Zelt aufgeschlagen. Sie traten hinein, und fanden alle Möbel in Türkischem Geschmak. Als sie noch die Pracht und Schönheit derselben bewunderten, erschienen vier und zwanzig junge Türken, die ihnen in grossen silbernen Körben alle Arten von Erfrischungen darboten. Einige Augenblicke darauf kamen aus einem andern Zelte die vornehmsten Bedienten des Serails. Der Großherr erschien in ihrer Mitte, über und über mit Edelsteinen bedekt. Dies war der Ruhrfürst. Er kam zu den Damen; warf der Gräfin von Königsmark ein reich gestiktes Schnupstuch zu, und setzte sich mit ihr auf ein Sopha. Den Damen wurden Küssen hingelegt, und sogleich erschienen einige Tänzerinnen, die durch ihre Sprünge, Biegsamkeit, und ihre Tänze im Türkischen Geschmak, eine Zeitlang belustigten.

Darnach reichte der Kurfürst Auroren die Hand, und führte sie in ihre Gondel. Er und die Gräfin Löwenhaupt an der Hand des Fürsten von Sürstenberg, stiegen mit ihr hinein, und die übrigen Damen gingen mit ihren Kavaliern in ihre Gondeln. Sie fuhren eine Weile unter süßen Harmonieen auf dem Wasser umher, legten wieder an, und der Kurfürst stieg mit Auroren in einen offenen Wagen. Um sie her wimmelte es von Janitscharen und Offizieren des Serails. Die Damen folgten in mehreren Karossen nach, und so kamen sie auf das Schloß Morizburg.

Der Kurfürst führte die Gräfin in das Zimmer, das für sie bestimmt war. Die Möbel desselben waren außerordentlich prächtig. Besonders das Bette vom feinsten Geschmack. Die Vorhänge waren aurorafarbner Damast mit Silber gestift. Man sah auf denselben in verschiedenen Feldern, die Liebe der Aurora und des Tithon. Kleine Liebesgötter hielten die Vorhänge, und schienen Rosen, Nohnblüten und Anemonen über das süsse Bette zu streuen.

„Hier,

„Hier, Gräfin — sagte der Kurfürst — sind Sie unumschränkte Herrscherin; und so ein unüberwindlicher, mächtiger Großtürk ich bin — hier bin ich Ihr Sklav!“

O, erwiderte die Gräfin, unter was für Gestalt und Stand Sie sich auch darstellen — Sie sind mir immer theuer!

Der Kurfürst küßte ihr die Hand und ließ sie allein, damit sie Zeit bekäme, sich umzukleiden. Auch er that es. Aurora legte das Kleid an, welches ihr der Kurfürst geschickt hatte, und nie war sie reizender! Der Kurfürst kleidete sich seiner Seits mit der Sorgfalt eines Mannes, der gefallen will. Sein Kleid war um und um mit Diamanten und Perlen besetzt. Als er erfuhr, daß die Gräfin angekleidet war, ging er zu ihr, und dankt' ihr verbindlichst, für die Sorgfalt, mit welcher sie sich gekleidet. Er führte sie in die Komödie, wo Psyche gegeben ward.

Nach der Komödie war Souper. Als sich Aurora an die Tafel setzte, fand sie auf ihrer Assiette einen Strauß von Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlen, welcher andeutete, daß

Die Königin des Balls sei, der nach der Tafel gegeben werden sollte. — Und sie eröfnete ihn wirklich mit dem Kurfürsten. Alles blickte und staunte das edle Paar an; man konnte sich nicht satt sehn, nicht satt wundern! Alle Damen wünschten sich einen Liebhaber, wie der Kurfürst, und alle Herren eine Geliebte, wie die Gräfin Aurora.

Dieser feierliche Tag endete sich, wie er angefangen hatte, zur Zufriedenheit der Liebenden.

Sie verschwanden vom Tanzsaal — aber niemand that, als wenn er es bemerkt hätte, denn niemand zweifelte daran, daß sie nicht allein zu seyn wünschten. — Und nun genoß der Kurfürst das süßeste irdische Vergnügen mit seiner Aurora in aller Fülle. Sie gab ihm die thätigsten Beweise ihrer Zärtlichkeit.

Fünfzehn Tage hindurch, folgten auf dies Fest, Spiele auf Spiele, Lustbarkeiten auf Lustbarkeiten.

Unterdessen faßte die Gräfin von Steinbock, in Unwillen über die Aufführung ihrer Schwestern, den Entschluß, von Dresden abzureisen. Sie sagte: sie habe gemessene Vorschrift von ihrem Manne, nach
Schwe,

Schweden zurückzukommen. Aber die Kurfürstinnen sahen die eigentliche Triebfeder ihrer Abreise wol ein, und schätzten sie um so mehr. Sie schrieb an den Kurfürsten, und dankt' ihm, ohne ihre Schwestern zu erwähnen, für seine Gut' und Gnade.

Er befürchtete, Auroren mit der Nachricht von der Abreise ihrer Schwester zu erschrecken; deshalb verberg er ihr die Abreise derselben. Er setzte sich zu Pferde, und jagte nach Dresden, um sie von ihrem Entschluß abzubringen; aber er kam zu spät, sie war den Morgen in aller Frühe abgereis't. Er ward so mismüthig darüber, daß er vergaß, zu den Kurfürstinnen zu gehn, und sogleich nach Moritzburg zurückkehrte. Die Kurfürstinnen waren über diese Gleichgültigkeit äußerst aufgebracht; die junge weinte unaufhörlich, und die Kurfürstin Mutter betheuerte, daß sie sich nicht länger ähnlichen Beleidigungen aussetzen, sondern auf das Schloß Lichtenberg, ihren Witwensitz, begeben wolle. Sie stellte wirklich Ordre, daß alles zu ihrer Abreise in Bereitschaft gesetzt würde.

Die Gräfin Königsmark war über die Abreise ihrer Schwester äusserst betrübt, und ward es noch mehr, als sie das Betragen des Kurfürsten gegen seine Gemahlin und Mutter vernahm. Sie machte ihm Vorwürfe darüber, und sagte: die stärkste Versicherung seiner Liebe könne er ihr dadurch geben, wenn er die Achtung, die er den Verdiensten seiner Gemahlin schuldig sei, streng beibehielte; thäte er's nicht, so mache sie's wie ihre Schwester Steinbock. Sie drang in ihn, nach Dresden zurück zu gehn, um den Verdruss der Kurfürstin nicht aufs äusserste zu treiben. Ich will nicht — setzte sie hinzu — daß die gute Fürstin meinetwegen das Vergnügen Ihres Umgangs entbehren soll. —

Als man nachher der Kurfürstin diese Aeußerung hinterbrachte, vermehrte sich ihre Achtung für Auroren um ein Grosses. Und wirklich machte sie sich dieser Achtung nicht unwerth. Sie hat immer die unumschränkste Ehrfurcht für sie gezeigt, und statt den Kurfürsten ganz von ihr abzuziehn, wie jede andre in ihrer Stelle würde gethan haben, stellte sie ihm oft vor: der Verlust,

den

den die Kurfürstin an seinem Herzen erlitten, sei so groß und so kränkend, daß er nicht aufmerksam und thätig genug seyn köune, um ihn zum Theil zu ersetzen.

Die Kurfürstin erfuhr alles, was sie zu ihrem Besten sagte und that, wieder, und entschlug sich ganz der Eifersucht, daß die Gräfin ihrem Gemahl lieber war. „Es ist noch mein einziger Trost — pflegte sie zu sagen — daß meine Nebenbuhlerin verdient, es zu seyn!“ Und selbst die Kurfürstin Mutter, eine Dame von der strengsten Tugend, konnte die Liebe ihres Sohns zu solch einem vollkommenen Mädchen nicht verdammen. Sie und die junge Kurfürstin besuchten sie, und gingen sehr vertraut mit ihr um. Die Herren vom Hofe hatten Ehrfurcht vor ihr, und selbst die Damen konnten sie nicht hassen. Ihre bescheidne Sanftmuth und Feinheit verließen sie nie; sie kam mit Güte und Gefälligkeit jederman entgegen, und half Nothleidenden nach allen Kräften. Ihr Andenken blieb lange lebendig, bei allen, die sie gekannt hatten.

Sobald der Kurfürst von Morizburg zurückkam, räumte er Auroren ein eigenes Haus ein, und versah es mit den prächtigsten Möbeln. Einige Zeit darauf verstanden sich die Stiftsfrauen von Quedlinburg dazu, sie zur Aebtissin zu wählen. Dies gab ihr Rang und Würde, und von nun an speis'te der Kurfürst alle Abend bei ihr, und gab ihr zu Ehren alle Arten von Feten, woran der ganze Hof Theil nehmen konnte. Von allen Seiten kamen Fremde nach Dresden, und kehrten mit Bewunderung und Achtung vor dem Liebhaber und der Geliebte zurück.

Unterdessen bekam die Zufriedenheit der Gräfin einen kleinen Stoß durch die Abreise ihrer Schwester, der Gräfin von Löwenhaupt. Diese hatte dem Willen ihres Gemahls lange widerstanden; endlich sah sie sich gezwungen, abzureisen.

Nun bin ich ganz allein — sagte Aurora bei dieser Gelegenheit zum Kurfürsten — allem, was mir lieb und theuer ist, entsag' ich Ihrem wagen. — Wie unglücklich würd' ich seyn, wenn auch Sie mich nun verließen!

Nein, nein — rief der Kurfürst — nie soll dies geschehn. — Fürchten Sie nichts, liebe Gräfin. So lange ich athmen kann, bin ich der Ihrige. Die Reize und Vollkommenheiten, die mich an Sie fesselten, sind Ihnen Bürge für meine Treue. Wo soll ich jene feine geistvolle Unterhaltung wiederfinden, die mich zum glücklichsten Sterblichen macht, wenn ich bei Ihnen bin? — Verschonen Sie mich mit solchen mißtrauischen Fränkenden Seitenblicken. — Nicht Ihre vollkommenste Schönheit allein, beste Gräfin, bet' ich an; auch jene erhabne Seele, jene Geistes- und Herzensvollkommenheit und Güte —

O, wie liebenswürdig Sie sind! Wie vollkommen Sie die Kunst verstehn, ein Herz zu beruhigen, das nur fürchtet, weil es zu jätlich liebt. — O, diese Besinnungen sind mein Glück, meine Wollust. — Ja, August — ich muß Sie so nennen, meine Liebe ist über allen Zwang erhaben — Ihre Zärtlichkeit ist mir lieber, als Ihre Macht und Größe. Ihre Besinnung macht Sie größer, als Ihre Würde. Sie sind unumschränkter Herr über mich, über mein Herz, über mein Leben!⁴

Noch tausend dergleichen zärtliche Süßigkeiten flogen hin und her, und die beiden Liebenden behagten sich so daran, daß sie erst mit Anbruch der Nacht schieden.

Uebrigens wandten sie ihre Zeit so wohl und thätig an, daß Aurora nach neun Monaten mit einem Sohn niederkam. Das lebendigste Ebenbild seines Vaters, dessen Muth, Stärke, Betragen und Denkart er in der Folge auch ganz annahm. Der Kurfürst hatte außerordentliche Freude über diesen Knaben. Er nannte ihn Moriz; zum Andenken des Sieges, den er in Morizburg über seine Mutter davon trug. Nach der Zeit legt' er ihm den Titel: Graf von Sachsen zu — und wer weiß nicht vom Graf Moriz von Sachsen zu erzählen?

Der Kurfürst kam von der Gräfin nicht weg, so lange sie in Wochen lag. Er brachte ganze Tage an ihrem Bette zu. Er bat und beschwor die Aerzte, Sorge für sie zu tragen, und ihre ganze Kunst in Bewegung zu setzen, als es die ersten Tage mißlich mit ihr stand. Aber alle ihre Kunst konnt' es nicht verhindern, daß ihr eine fast

ununterbrochne, unangenehme Ausdünstung zurückblieb, die auch die stärksten Riechspiritusse und Wasser nicht unterdrücken konnten. Anfangs betrübten sich die beiden Liebenden darüber; aber beim Kurfürsten ward es bald Ekel; er machte sich nach und nach von der Gräfin los, und lebte bald darauf, als er neue Verbindungen geknüpft hatte, nicht mehr mit ihr auf dem Fuß des Liebhabers. Sonst besucht er sie alle Tage, und behielt immer Achtung vor ihr.

Einige Monate nach der Niederkunft der Gräfin, trug ihm der Wiener Hof das Kommando über die Kaiserliche Armee in Ungarn an. Der Kurfürst, der igt schon anfang, sich aus den Fesseln der Königsmark zu winden, und überhaupt den Weg zum Ruhm immer dem Wege zum Schlafzimmer eines hübschen Mädchens oder Weibes vorzog, nahm dies Anerbieten an. Er ging zur Armee ab, und strafte das Vertrauen, welches man auf seinen Muth gesetzt hatte, nicht Lügen.

Nach Erdignung des Feldzuges begab er sich zum Kaiser nach Wien. Er ward mit beiden

Händen, und mit aller der Achtung empfangen, die seine Würde und seine Verdienste foderten. — In Wien ward der Ueberwinder der Türken durch Amor überwunden. — Die Gräfin Esterle raubte ihm Herz und Freiheit. Sein Herz, das seinen Augen immer nachsah, stellte sie ihm als das vollkommenste Wesen, als ein Wunder der Welt dar! — Auf einem Ball, den der Römische König, des Kaisers ältester Sohn gab, sah er sie zuerst. Ihr Anblick machte auf ihn solch einen mächtigen Eindruck, daß er, trotz jener Kühnheit gegen Damen, die man ihm nachsagt, stumm und starr dastand. Er wollte mit ihr reden; aber er war in so grosser Verwirrung, daß er kein Wort hervorbringen konnte, und was er noch über die Lippen zwang, war solch ein verstandloses Galimatias, daß die Gräfin nicht eine Sylbe davon begriffen hätte, wenn sie nicht in der Augensprache bewandert gewesen wäre. Sie sah in seinen Blicken die Zerstörung, die ihre Reize in seinem Innern angerichtet hatte.

Strenge, abschreckende Zugend war ihre Sache nicht. Sie hätt' es nicht ungern gesehen,
wenn

wenn sich der Kurfürst verständlicher ausgedrückt hätte. Um dies zu bewirken, trat sie abseits an ein Fenster. Der Kurfürst folgte ihr. Sie sprach zu ihm von der Pracht des Festins: aber er sagte kein Wort dazu. Sie glaubte: ihm sei nicht wol, und reichte ihm Eau de la Reine d'Hongrie —

Gnädiger Herr — sagte sie — gnädiger Herr! — nehmen Sie! — Wissen Sie nicht, was ich damit will?

Ach — erwiederte er mit einem tiefen Seufzer — Ich seh es wol — ich weiß es wol! — Und bin Ihnen unendlich verbunden für Ihre Sorgfalt und Aufmerksamkeit — Aber Ihr Spiritus kann mich nicht heilen; Sie besitzen andre Arkane — mit diesen kommen Sie mir zu Hülfe — Sie müssen mich heilen, Sie sind Schuld an meiner Krankheit!

Ich weiß nicht — sagte die Gräfin lächelnd — was Sie für eine Krankheit von mir haben wollen! Ich bin mir nichts Ansteckendes an mir bewußt. — Und noch schlimmer — ich versteh mich nicht auf Medikamente! — Doch, wenn
ich

ich Ihre Krankheit wüßte, wolt' ich meine kleine Wissenschaft anstrengen, um Ihnen eine Gesundheit wieder zu geben, die ganz Europa theuer und werth seyn muß —

O, Gräfin — erwiederte der Kurfürst — mag sich doch ganz Europa nicht darum bekümmern; wenn Sie nur Theil daran nehmen — so bin ich der glücklichste Sterbliche unter der Sonne! Ja, reizende Gräfin (fuhr er in einer Art von Ekstase fort, die deutlich genug zeigte, wie weit es mit ihm war) meine Krankheit — ist die lebhafteste, zärtlichste Neigung, die ich für Sie fühle. — Nichts, nichts kann mich heilen; aber lindern können Sie meine Pein. — Wenn Sie mir das Leben wiedergeben, so ist es, um es Ihnen ganz zu weihen, um Sie zu bewundern, als die reizendste Person des ganzen Erdbodens, die es so ausschließend verdient. —

Ich hab' es Ew. Durchlaucht schon gesagt — unterbrach ihn die Gräfin — daß ich alle Mittel, die mir bekannt sind, anwenden will, Sie zu heilen. Ich halte zu fest über mein Versprechen, und bin meinem Kaiser zu ergeben, um nicht alles anzuj-

anzuwenden, Ihnen eine Gesundheit wieder zu geben, die ihm so schätzbar seyn muß. — Beruhigen Sie sich damit, und lassen Sie mir Zeit, die Geschichte, Art und Kur Ihrer Krankheit zu studiren — vielleicht bin ich glücklich!

Die Gräfin sprach mit so viel Eifer, daß der Römische König, der zum Kuhrfürsten wollte, ihr auf zwei oder drei Schritt nahe kam, ehe sie's bemerkte. Aber sie ließ sich nicht irre machen, und sagte zum Kuhrfürsten, gleichsam als wenn sie auf eine Frage antwortete: Ja, ich liebe Musik, besonders Gesang.

Der Römische König glaubte wirklich, sie hätten sich davon unterhalten. Er bat den Kuhrfürsten, in einen anstossenden Saal zu treten, wo zu einem prächtigen Souper servirt war. Der Tisch hatte die Form eines Hufeisens; das Innere war leer, und bildete ein Bassin, in dessen Mitte Zephyr und Flora standen, welche kleine Liebesgötter Blumen reichten. In jeder Ecke des Saals rauschten Kaskaden von wolriechendem Wasser, deren Anblick der Widerschein von tausend Kerzen, die von krystallinen Leuch-

terit

tern und Blendern herabstrahlten, unendlich reizend machte. An dem einen Ende des Saals stand ein Theater, auf dessen Vorhang Psyche den Pallast anstaunte, den Cupido für sie erbaut hatte. Amoretten umschwebten sie. Nichts war lebendiger, seelenvoller, als die Figur der reizenden Königstochter — sie stand da, wie sie seyn mußte, um Amor'n selbst das Herz zu rauben. Sobald der Römische König und seine Gemahlin und der Kurfürst sich gesetzt hatten, stieg der Vorhang. Der Olymp zeigte sich ihren Blicken, und auf seinem Gipfel, Götterversammlung. Jupiter hielt das Bildniß des Kurfürsten empor, und verlangte, daß sie ihm bei seinem Leben noch, als Gott huldigten. Alle Götter nickten und riefen Beifall, und feierten mit Tanz und Gesang Jupiters Entschluß.

Nach dem Souper suchte der ganze Hof Fenster, um ein Feuerwerk abbrennen zu sehn. Darauf folgte ein Ball, und dies prächtige Festin dauerte bis den andern Tag nach Aufgang der Sonne.

Der Kurfürst würde noch mehr Geschmak daran gefunden haben, wenn er Mittel gewußt hätte, die abgebrochene Unterhaltung mit der Gräfin Esterle fortzusetzen. Aber sie vermied ihn mit der feinsten Sorgfalt. Wenn sie gleich nicht Willens war, sich überlange suchen zu lassen, wollte sie ihm doch auch nicht beim ersten Schlag in die Arme laufen.

Es liefen zwei Tage hin, und der Kurfürst fand keine Gelegenheit, sie zu sehn. Am dritten traf er sie bei der Römischen Königin; aber auch izt konnt' er nicht mit ihr zu Worten kommen, weil sie sich immer sehr entfert hielt. Als endlich der Römische König kam, bracht' er ein Spiel in Vorschlag. Die Gräfin setzte sich mit, und der Zufall setzte den Kurfürsten an ihre Seite. Er ließ diese Gelegenheit nicht ungenutzt vorbei, und sagt' ihr einige kleine Süffigkeiten so kurz, und so versthohlen und leise er konnte. Er stellte sich dabei, als nähm' er Tobak, und brachte das Schnupstuch sehr oft heraus, um den Mund zu verbergen, wenn er mit ihr redete; aber er sah sie nicht an, aus Furcht, der Graf von Esterle,

der

der als dienender Kammerherr hinter des Königs Stuhl stand, möcht' es bemerken. Auf diese Art sagt' er ihr zu wiederholten malen: er bete sie an, und verlange zur Belohnung nichts, als die Erlaubniß, ihr zu dienen und zu huldigen, wie man Götinnen dient und huldigt. — Diese Uneigennützigkeit verdiente doch wol ein wenig Güte? — Sie that, als wenn sie ihn nicht verstände — aber? — der Kurfürst war mit diesen Erklärungen so tief beschäftigt, daß ihn die Römische Königin einigemal anredete, ohne daß ers bemerkte. — Die Gräfin war über die schönen Sachen, die er ihr sagte, auffer sich vor Freude; aber sie erwederte wenig oder gar nichts, weil sie befürchten mußte, von der Königin und ihrem Gemahl bemerkt zu werden. Indessen gab ihm das Wenige, was sie ihm sagte, deutlich genug zu verstehn, daß es nicht an ihr liege, wenn er nicht sobald als möglich vollglücklich würde.

Der Kurfürst wollte seiner Sache gewiß werden. Er schrieb den andern Morgen an sie, und sagte ihr alles, was man sagen kann, wenn feurige Liebe die Feder führt, und wenn man weiß, daß
man

man nicht gehaft wird. Seine feine Denkart und ausserordentliche Lebhaftigkeit, drückte sich auch in seinen Worten ab. Er sagte alles mit so gewähltem, natürlichem, edlem Ausdruck, daß sein Geist eben so bezauberte, als sein Körper. Nichts wünscht' er sehnlicher, als die Gräfin unter vier Augen zu sprechen. Er bat sie, dies ins Werk zu richten, und begleitete diese Bitte mit ein paar Geschenken, vierzig tausend Gulden an Werth. Der Goldregen Jupiter's machte nicht so kräftigen, verführerischen Eindruck auf Danae'n, als diese Geschenke auf die Gräfin. Alle die Gründe, womit sie bis jetzt ihre Neigung bestritten hatte, verschwanden; gegen einen Fürsten von der Großmuth undankbar zu seyn, schien ihr Kapitalkunde. Sie antwortete ihm in Ausdrücken, die Feines Kommentars bedurften, und schloß damit, daß sie ihn diesen Abend um acht Uhr erwarte.

Der Kurfürst versäumte die Stunde nicht. Man führte ihn in ein Kabinet, wo alles von Gold stimmerte. Die prächtigsten Gemälde und Spiegel hingen rund herum, und machten einen unendlich angenehmen Eindruck aufs Auge. Im

Hintergrunde lag auf einem Ruhebettchen von Goldbrofad die Gräfin nachlässig hingegossen. Es schien hier das Zimmer der Liebesgöttin zu seyn.

Die Gräfin war wirklich schön. Ihre schönen blonden Haare schwammen in Locken über ihre Schultern herab; ihr Anzug war Rose mit Silber; Blumen waren darauf gestift, die mit der Natur wetteiferten. Ein reiner, dichtgeplanzter Perlenzahn hob die Schönheit ihres Halses, und ihre Wangen waren mit Lilien und Rosen in reizender Mischung übergossen.

Sie war in äußerster Bewegung, als der Kurfürst erschien. Aus Furcht vielleicht, oder aus Freude, daß er ihr so nahe war. Ihre natürlichen Reize wurden merklich dadurch gehoben. Der Prinz sah sie mit einer Entzückung an, die ich nicht beschreiben kann, eben so wie das, was von nun an zwischen ihnen verhandelt ward. Soviel ist gewiß, daß der Kurfürst mit diesem Besuch sehr zufrieden war, und daß er, als er sie verließ, seine süßesten und besten Augenblicke anwandte, um an sie zu denken.

Er hatte den übrigen Theil der Nacht damit zugebracht, und fing eben an sanft einzuschlummern; als ihn der Römische König bitten ließ, in sein Zimmer zu kommen. Er sprang auf, und verfügte sich ohne Zeitverlust zu ihm. Wie erschraf er, als er den König, den er Abends vorher in vollkommenster Gesundheit verlassen, todt, tenblaß, kraftlos und wie außer sich, auf seinem Bette fand.

Gott! rief er — was ist das! Was ist Ew. Majestät begegnet?

„Die schrecklichste, fürchterlichste Begebenheit! — erwiederte der König — Mir wird ein naher Tod gedrohet! Aber noch trauriger ist es, daß Ihnen noch ein schrecklicheres Schicksal gedrohet wird.“ —

Was für ein fürchterlicher Traum hat Sie erschreckt? — erwiederte der Ruhrfürst — Sollten Sie ein schreckvolles Vorgefühl von so ungewissen zukünftigen Dingen gehabt haben?

Sezen Sie sich, Better — fuhr der König fort — und hören Sie zu. Sie werden so sehr erschrecken, wie ich.

Der Kurfürst setzte sich.

Die fürchterlichste Erscheinung — fuhr der König fort — die je ein Sterblicher gehabt haben kann, hab' ich gehabt. Zwei Stunden, nachdem ich mich niedergelegt hatte, hört' ich jemand in mein Zimmer kommen. Ich glaubte, es sei einer meiner Kammerdiener, und ohne die Vorhänge zurückzuziehen, gab ich ihm einen Verweis, daß er mich aufgeweckt. Aber, urtheilen Sie von meinem Schrek — plötzlich hört' ich ein fürchterliches Kettengerassel. Ich blickte durch die Vorhänge, und sah eine lange weiße Gestalt vor mir, — die hub mit einer hohlen, dumpfen, entsetzlichen Stimme also an: Joseph, Du Römischer König — ich bin eine Seele, die die Pein des Fegefeuers duldet. Ich komme, von Gott gesandt, um Dir zu sagen, in was für einen Abgrund Dich Deine Verbindungen mit dem Kurfürst von Sachsen stürzen werden. Reiß Dich los von ihm, oder ewige Verdammniß harret Deiner! — Bei diesen Worten ward das Rasseln fürchterlicher.

Schrek

Schreck und Angst raubten mir Bewußtseyn, Sprache, Gefühl. — Du antwortest nicht, Joseph — fuhr der Geist fort — Solltest Du verstoßt genug seyn, um Dich Gott zu widersezen? Ist Dir die Freundschaft eines Menschen lieber, als die Gnade dessen, durch den Du bist, durch den Du alles hast? — Wohlan, ich lasse Dir Zeit zu überlegen! In drei Tagen will ich Antwort, und bestehst Du darauf, den Ruhrfürsten zum Freund zu haben, so wisse: Dein Untergang und der seinige sind unvermeidlich! — Mit diesen Worten verschwand das Gespenst, und ließ mich in der entsezlichsten Unruh zurück. Ich hatte nicht Kräfte genug, um Hülfe zu rufen, und mein Kammerdiener fand mich jetzt erst, vor Schreck außer mir. Der Entschluß, mich zu entschuldigen, hat mich ein wenig beruhigt. Ich hoffe Vergebung meiner Sünden zu erhalten. Nur für Sie noch, lieber Vetter, steh' ich in Sorgen; darum bitte ich Sie, unsre allerheiligste Religion anzunehmen,

men, und sich mit mir das ewige Leben zu verdienen. —

Der Kurfürst hatte den König von Anfang bis zu Ende aufmerksam zugehört; endlich nahm er das Wort:

Sollten Ew. Majestät wirklich gewacht haben? Oder sollt' es wol nur ein Traum gewesen seyn, der einen so lebhaften Eindruck zurückgelassen?

Der König versicherte ihn, er habe nicht geschlafen, und der ganze Vorfall sei zuverlässig kein Traum gewesen.

Das begreif' ich nicht! — erwiederte der Kurfürst — Denn niemand soll mir beweisen können, daß ein Geist gefesselt werden und Ketten tragen kann. Und doch kann ich auch nicht glauben, daß es Leute gäbe, die tollkühn genug sind, um Ew. Majestät —

Nein, nein, erwiederte der König — dazu hat es nicht den geringsten Anschein. Wer sollte sich unterstehn, mich so zu äffen?

Und doch — sagte der Kurfürst — man kann nicht wissen! Sie haben Pfaffen um sich, fruchtbar und ausgelernt in Vbereien! Sie haben viel
Rache

Macht und Einfluß an Ihrem Hofe. Vielleicht glauben sie, daß wir in unsern Unterredungen von Religion sprechen, und daß ich Sie hinter ihre Wege und Maschienerien bringen möchte. — Darf ich Ew. Majestät wol fragen, ob sich Ihr Beichtvater noch nie über die Freundschaft, die Sie für mich hegen, ausgelassen; etwa bedeutend den Kopf geschüttelt, oder Sie wirklich ins Gewissen gegriffen hat?

Der König gestand, er habe ihn mit Verweigerung der Absolution gedroht, wenn er ferner mit ihm umginge.

Wenn dem so ist — sagte der Kurfürst — so wollen wir das Gespenst bald entdecken. Darf ich bitten, daß Sie mir freie Hand dabei lassen? Für glüklichen Erfolg steh' ich, wenn Ew. Majestät mir Ihren freundschaftlichen Umgang fernerhin gönnen, und wenn Sie niemanden sagen wollen, daß Sie mir die Geschichte entdeckt haben.

Der König versprach's, geheim zu halten, und der Kurfürst, um seiner Sache ganz gewiß zu seyn, verließ ihn nicht. Als es Schlafens Zeit war, ging er in sein Zimmer, ließ sich ausklei-

den, kam darauf durch eine verborgene Thür zum König zurück, und legte sich zu ihm,

In der dritten Nacht hörten der König und Kurfürst bei hellem Wachen, Ketten rasseln, und eine Stimme begann: Joseph, Du Römischer König — Mehr wollte der Kurfürst nicht hören. Er fuhr aus dem Bette, und packte das Gespenst. Jesus Maria! schrie dies, gewaltiger erschrocken, als vorher der Römische König. Es fiel auf die Knie, bat um Gnade, und sagte: er sei ein Priester! Aber der Kurfürst hörte auf sein Schreien nicht, ergriff ihn, trug ihn ans Fenster, stürzte ihn über Hals über Kopf hinaus, und rief: Marsch; ins Fegefeuer zurück, woher Du gekommen bist!

Aber die Stunde des Gespenstes war noch nicht gekommen! Ob es gleich sehr hoch fiel, kam's doch mit einem simpeln Weinbruch davon. So gern es auch seine Geschichte geheim gehalten hätte, war's ihm doch nicht möglich. Der Schmerz erpreßte ihm ein jämmerliches Geschrei. Es rief Hülfe. Die Wache kam herbei, und erkannte in ihm den Herzensfreund des Königl. Beichtvaters.

Der

Der König war äusserst zornig, daß man gewagt hatte, mit ihm so zu spielen. Er schwur, daß er zu seiner Zeit alle Jesuiten aus seinen Staaten vertreiben wolle; als er aber nachher erfuhr, wer aus den Vätern gehandelt hatte, verzieh er ihnen, und verboth, von der Geschichte zu reden.

Während dies am Hofe vorging, hatte der Kurfürst die Gräfin nicht sehn können. Weil sie den Grund davon nicht wußte, glaubte sie, er sei ihr untreu geworden. Ihre Ungeduld erlaubte ihr nicht, eine Gelegenheit, ihn zu sprechen, zu erwarten; sie schrieb an ihn, und bat ihn zu sich. Er fand sie in einem prächtigen Desshabille; ihr Kopfzeug, das nur nachlässig hingestülpt war, war nichts desto weniger galant; das Porträt des Kurfürsten trug sie im Armband. Als er hereintrat, saß sie am Klavier und spielte eine melankolische Arie. Als sie ihn erblickte, gingen ihre Augen voll Thränen; sie blieb unbeweglich in ihrem Lehnstuhl sitzen. Der Kurfürst erstaunte, sie in diesem Zustand zu sehn, und fragte nach der Ursach. „Abnnen Sie noch nach

der Ursach meines Kummers fragen? — erwiederte sie mit einem tiefen Seufzer — Solt' ich nicht weinen bei der Vorstellung, daß mir eine Andre vielleicht ihre Zärtlichkeit entwandt hat, und daß die Augenblicke, die Sie izt bei mir zu bringen, ihr geraubt sind, weil Ihnen Ihr Gewissen sagt: Sie sind sie mir schuldig?“

Der Kurfürst war von diesen Vorwürfen sehr gerührt; er warf sich ihr zu Füßen; nahm ihre Hand, schloß sie fest in die seinige, und küßte sie Eines Küssens, wobei er sie feierlich und heilig versicherte: er liebe niemand als sie, sie! „Sie lieben mich — erwiederte sie — und lassen mich drei Tage in völliger Ungewisheit, wie Sie sich befinden?“

Nun erzählte ihr der Kurfürst die Geschichte mit dem Römischen König; verband damit die heiligsten Versicherungen ewiger Treu' und Liebe, und machte dadurch die Gräfin wieder guter Laune. — Da sie überhaupt in ihren Leidenschaften sehr heftig war, warf sie sich ihm um den Hals, umschloß, küßte, und nannte ihn tausendmal ihren lieben, ihren anbetungswürdigen

August. Sie konnte ihn unmöglich von sich lassen, und ob er gleich dem Könige versprochen hatte, mit ihm bei seiner Mätresse, dem Fräulein Palfi zu speisen, zwang sie ihn, sein Versprechen zu brechen, und bei ihr zum Souper zu bleiben. Der Kurfürst willigte unter der Bedingung, daß sie die Nacht mit einander zubrachten. Die Gräfin wußte nicht, was Abschlagen war. Er nahm die Stelle des Grafen ein, der, auf Befehl seiner Aerzte, das Bette seiner Gemahlin auf einige Monate meiden mußte.

Unsre Liebenden hatten sich so viel zu sagen, daß der Tag sie überraschte, eh sie ein Auge zugehan hatten. Endlich sanken sie dem Schlummer in den weichen Arm. Es war zehn Uhr des andern Morgens — sie schliefen immer noch, und hätten, allem Anschein nach, noch länger geschlafen, wenn der Graf von Esterle sich nicht die Mühe genommen hätte, sie zu wecken. Er trat ins Schlafzimmer seiner Gemahlin, um mit ihr über eine Sache von Wichtigkeit zu sprechen. Als er es verschlossen fand, öfnete er es ganz leise mit einem Hauptschlüssel, und wollte sich das

Verz

Bergnügen machen, sie zu überraschen. Aber wie ward er selbst überrascht, als er sich dem Bette näherte, und den Kurfürsten in den Armen, an den Busen seiner Gemahlin sanft und süß entschlummert sah! — Ach Treulose — schrie er — Dieser Anruf schreckte das Paar auf. Der Kurfürst fuhr aus dem Bette, ergriff seinen Degen, und jagte dem Grafen dadurch solch einen Schreck ein, daß er über Hals über Kopf auszog, und die Liebenden in äusserster Verwirrung zurückließ.

Die Gräfin war in Verzweiflung, und wußte nicht, wozu sie greifen sollte. Sie fürchtete den Zorn des Grafen. Der Kurfürst fand ihre Besorgniß gegründet, und dachte auf Mittel, sie vor Mißhandlung zu schützen. Er fand kein besseres, als sie in das Haus seines Residenten, das unverletzliche Asyl nach dem Völkerrecht, zu bringen. Die Gräfin machte anfangs Schwürigkeit, diese Ausflucht zu ergreifen, aber der Kurfürst stellte ihr vor, daß sie nun nichts mehr zu verlieren hätte, da ihr Verständniß dem Mann, der es von allen am wenigsten wissen sollen, bekannt sei. Sie willigte endlich ein, nahm
ihre

ihre Schatulle mit den Diamanten; warf sich mit dem Ruhrfürsten in eine Miethkutsche, und ward von ihm zu seinem Residenten gebracht, welchem er sie, als das köstlichste Kleinod auf die Seele band.

Während die Gräfin sich mit der Flucht rettete, war ihr Gemahl im Vorzimmer des Kaisers, und posaunte, wie ehemals Vulkan, seine Schande aus. Seine Freunde trösteten ihn und meinten: er habe gar nicht Ursach, so äusserst betrübt zu seyn. Sie zitierten ihm Beispiele aus der alten und neuen Geschichte.

Amphytrion — sagten sie unter andern — war eben so zornig, als er einen andern bei seiner Gemahlin im Bette fand; aber er beruhigte sich, als er erfuhr, daß Jupiter sein Nebenbuhler sei. — Wie unzählich viel Römische Ehemänner haben ihre Gattinnen den Kaisern überlassen. In Frankreich trat Herr von Montespan die seinige Ludwig dem Vierzehnten ab; und wie viel Englische Männer mußten zusehn, wenn König Karl II. ihre Weiber besuchte.

Alles, was Sie mir da sagen, lieben Freunde — erwiederte der Graf — ist gut, ist recht gut; aber Amphitrion trat sie einem Gott; die andern traten sie ihrem Monarchen ab —

O, sagte der Graf von Martinez, der nachher als Kaiserlicher Gesandte nach Rom ging, wenn's nur daran sich stößt, so nehmen Sie doch Dienste beim Kurfürst von Sachsen. Dann kann Ihnen niemand Vorwürfe machen, wenn Sie dem Beispiele jener guten Ehemänner folgen.

Die ganze Gesellschaft, und der Graf selbst fand diesen Rath im völligen Ernst vortreflich. Er lief in Freude und Herzensangst zum Herrn von Reichling, und bat ihn, ihm beim Kurfürsten Dienste zu verschaffen.

Der Kurfürst erstaunte nicht wenig, als ihm Reichling das Verlangen des Grafen kund that. Er sagte: er müsse Erscheinungen haben! Aber sein Günstling betheuerte, daß er aus dem Munde des Grafen zu ihm rede. Sogleich schrieb der Kurfürst diesen Vorfall der Gräfin. Sie antwortete und bat ihn, ihren Gemahl nicht in seine Dienste zu nehmen, sondern ihm ein Jahrgehalt

zu bewilligen, vorausgesetzt, daß er sich die Bedingungen, die sie ihm vorschrieb, gefallen liesse. Als ihr der Kurfürst zu wissen that, daß er ihm eine Pension von 24000 Gulden aussetzen, und ihr übrigens in dieser Sache freie Hand lassen wollte, schloß sie folgende Traktaten mit ihrem Gemahl.

Erstlich — Er sollte ihr erlauben, daß sie zurükkäme, und nach wie vor ihr Zimmer bewohnte.

Zweitens — Daß er des Vorgefallenen nie und nimmer mit einer Silbe erwähnte.

Drittens — Daß er allen Rechten des Ehemannes auf sie entsagte, und nicht bei ihr wohnte.

Viertens — Daß es ihr frei stünde zu reisen, wenn und wohin sie wollte.

Fünftens — Daß er mit seiner Karosse zum Minister von Gersdorf, Sächsischen Envoye, kommen, sie abholen, und in sein Hotel bringen sollte.

Als Preliminairartikel wollte sie: daß er sie unter den Augen des Herrn und der Frau von Gersdorf um Verzeihung bitten sollte, weil er's gewagt,

gewagt, sie mit dem Kurfürsten zu überraschen — nur auf die anhaltenden und dringenden Vorstellungen des Herrn von Reichling ging sie von dieser Forderung ab. Dafür setzte Letzterer zu den Artikeln noch hinzu: daß der Graf die Kinder, mit welchen seine Gemahlin niederkommen könnte, für die seinigen erkennen, und daß sie, sei's Sohn oder Tochter, den Namen Esterle tragen sollten.

Dieser Traktat wurde geschlossen, und von beiden Seiten unterzeichnet. Der Kurfürst entdeckte es dem Römischen König, der sich herzlich daran ergetzte. Von dieser Zeit an war die Gräfin Esterle des Kurfürsten Mätresse öffentlich!

Der Kurfürst, der Römische König, das Fräulein Palfi und die Gräfin Esterle speisten oft mit einander. Bei einem solchen Mahle war es, als der Römische König dem Kurfürsten schriftlich versprach, daß, wenn ihm Gott Töchter gäbe, die eine davon dem Kurfürstprinzen von Sachsen vermählt werden sollte. — Und kraft dieses Billets, bekam dieser Prinz nachher wirklich die älteste der Erberzogin, Josephinen, und ward seinem

Mit

Mitwerber, dem Kurfürsten von Bayern vorgezogen.

Als die neue Liebshast des Kurfürsten in Dresden bekannt ward, legte die Gräfin Königs-
mark sogleich ihre Mätressenschaft nieder. Sie dachte auf Zurückzug; aber auf einen rühmlichen Zurückzug, wie man ihn von einer Person ihres Geistes und Verstandes erwarten konnte. Anfangs glaubte man, daß sie entweder nach Quedlinburg, oder nach Schweden zurückgehn würde; aber man betrog sich. Sie blieb am Hofe, und sah den Kurfürsten mit ihrer Nebenbuhlerin ruhig ankommen. Dadurch behielt sie Ehrfurcht genug, um die Hofleute in der gewohnten Achtung zu erhalten. Sie beklagten sie, und sahn ihren Fall mit Mißvergnügen an. Sie hatte das Glück — was wol noch keine Mätresse gehabt hat — nach ihrem Sturz viel Freunde und keinen Feind zu haben.

Aber die Gräfin Esterle hatte die Gabe nicht, sich allgemeine Freundschaft und Achtung zu erwerben. Sie war stolz, rachsüchtig, in Freundschaft und Liebe nicht aufrichtig; ihrem Interesse

mußte alles weichen; sie hatte Liebhaber, wovon sie immer einen dem andern aufopferte, je nachdem es ihr Interesse erforderte; sie machte erstaunenden Aufwand, und sie hat den Kurfürsten von allen seinen Mätressen am meisten gekostet.

Die Kurfürstin vernahm ihre Ankunft ohne Murren. Als ihr die Frau von Brandenstein hinterbrachte, daß es der Kurfürst gern sehr würde, wenn sie sich die Gräfin Esterle vorstellen liesse, erwiederte sie: Der Kurfürst ist Herr, er kann zu mir bringen, wen er will. — Aber wenn sie gleich ihren Verdruß weislich verbarg, beschloß sie doch, nie wieder mit dem Kurfürsten in engster Verbindung zu leben. Und dies Gelübde hat sie heilig gehalten. Wenn der Kurfürst sich als Gemahl näher an sie schliessen wollte, hatte sie immer Entschuldigungen bei der Hand.

Die Kurfürstin Mutter wollte die Gräfin durchaus nicht sehn. Sie schlug es auf eine Art aus, die für die Gräfin äußerst beleidigend, und dem Kurfürsten nicht sehr verbindlich war. — Zeit setzte sie ihren Entschluß, mit dem sie sich

so lange beschäftigt hatte, ins Werk. Sie ging nach Lichtenberg ab; nahm den Kührprinz, ihren Enkel, mit, und trug die zärtlichste Sorgfalt für seine Erziehung.

Die Liebe hatte das Herz des Kührfürsten immer noch nicht so unumschränkt in ihrer Gewalt, daß er den Ruhm darüber vergessen sollen. Als der König von Pohlen, Johann Sobieski, den Thron verließ, dacht' er darauf, seine Stelle einzunehmen. Er hatte mächtige Nebenbuhler; aber an Verdiensten glich er ihnen, und an Macht und Reichthum übertraf er sie. Er hatte mächtige Anhänger in Polen, unter andern Brebensdorfsky'n, den Kastellan von Kulm, der eine Tochter des Feldmarschalls Flemming in Diensten des Kührfürsten von Brandenburg, zur Gemahlin hatte. Zu diesem schickt er den Ritter Flemming, den leiblichen Bruder von dessen Gemahlin, um ihm sein Interesse empfehlen zu lassen.

Während Flemming Anstalten zu seiner Abreise machte, trat der Kührfürst unter dem Prinzen von Sachsen-Weiz, Bischöfen von Jwern, zur Katholischen Religion über.

Was bei der Königswahl in Polen vorging, ist bekannt. Der Cardinal Raziofowsky, Primas des Reichs, rief den Prinz von Conti, und der Bischoff von Kujavien den Kurfürst Friedrich August zum König aus. Letzrer drückte seinen Nebenbuhler nieder.

So bald er sein Wahl diplom in Händen hatte, ging er nach Krakau ab, wo er mit Königlicher Pracht und Glanz gekrönt ward. Die Gräfin Esterle begleitete ihn auf dieser Reise. Die Krönung ihres Liebhabers war für sie gleichsam ein Triumph. Sie sah von einer für sie errichteten Tribune der Feierlichkeit zu, und strahlte und funkelte von Perlen und Diamanten. Man bemerkte, daß der König sie ansah, als er hintrat, um die Krone zu empfangen, und zu opfern, gleichsam als wenn er ihr seinen Weihrauch und sein Herz darbrachte. Der grosse Haufe der versammelten, äusserst bigotten Polen, war dadurch wenig erbaut, und zweifelte, daß es seinem König mit dem Katholischen Glauben Ernst sei.

Nach der Krönung ging der König mit seiner Mätresse nach Warschau; der Adel, um ihm gefällig

gefällig zu seyn, ehrte ihn in seiner Mätresse sogar, und diese ward so stolz dadurch, daß sie alles, was um sie war, über die Achseln anfaß, ihre Günstlinge allein ausgenommen.

Unter die Zahl der letztern gehörte der Ritter Flemming — ein Mann von brennendem Verlangen nach Größe. Ob ihn gleich der König ältern Offizieren vorgezogen, und zum Feldmarschall erklart hatte, war ihm dies noch nicht genug. Seine Verwandtin, die Gräfin von Drebenau, rieth ihm, sich an die Gräfin Esterle zu hängen, und, wo möglich, ihre Särtlichkeit zu gewinnen. Flemming flehte ihr vor, es sei wider die Treue und Dankbarkeit, die er dem König schuldig sei, wenn er ihm das Herz seiner Mätresse zu entreißen suchte; aber sie antwortete: daß Leute, die so gewissenhaft auf Redlichkeit und dergleichen hielten, nie großes Glück machen könnten. Sie rieth ihm nicht, seinen König zu verrathen, aber ein so großes Verbrechen war es doch nicht, wenn er die Gunst einer Mätresse mit ihm theilte, für welche der König weder Achtung noch Liebe empfände, die er nicht lange mehr lieben, und bald

mit Gleichgültigkeit in den Armen eines Andern sehn würde. Flemming, der von Natur so gewissenhaft nicht war, ließ sich bereden. Er kam mit seinen Wünschen vor die Gräfin, und ward günstig angehört. Sie unternahm es, sein Glück zu machen. Der König machte ihn auf ihre Empfehlung zum General-Lieutenant, zum Staats- und Kabinetminister, und Großstallmeister von Litthauen, und gewöhnte sich so sehr an sein unterthäniges, sich immer und ewig windendes Betragen, daß er zuletzt nicht mehr ohne ihn sehn konnte.

Flemming spielte seine Rolle seiner Seite mit so viel Behutsamkeit und Vorsicht, daß ihn der König nie als seinen Nebenbuhler in Verdacht hatte, und wenn die Gräfin gleichvorsichtig zu Werke gegangen wäre, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie sich lange in der Gunst des Königs, der das Wilde, Freie und Brausende an seinen Mätressen mehr liebte, als sanfte, bescheidene Schönheit, würde erhalten haben. Aber sie rechnete auf seine Neigung, wie auf ein Besizthum, das ihr niemand nehmen konnte, so fest und gewiß,

wiß, und gab sich so blos, daß der König ihre Untreue inne ward. Indessen liebt' er sie immer noch zu heftig, um sie zu verstoßen, deshalb stellt' er sich, als wisse er nichts, bis er sie endlich mit dem Prinz Wiesnowizky ertappte. Sein Zorn war unmässig, und doch macht' er ihr keine Vorwürfe, sondern schickte den Herrn von Sizthum zu ihr, und ließ ihr befehlen, in zwei Stunden den Pallast, und in vier und zwanzig Warschau, und ohne Aufenthalt das Land zu räumen.

Sie gehorchte. Als sie abgereißt war, traten ihre Feinde herzu, und suchten den Ruhrfürsten zu bereden, ihr einen Theil der Diamanten und Kostbarkeiten, die er ihr geschenkt, abnehmen zu lassen. Dies würde sie mehr kränken, als seine Ungnade. Der König ließ ihr im ersten Zorn nachsetzen. Man traf sie zwei Tagereisen von Warschau. Ein reitender Trabant foderte ihr im Namen des Königs ihre Schatulle mit Diamanten ab. Sie reichte sie ihm; sagte aber: sie wolle nicht, daß sie der König in Verdacht haben sollte, wenn einige daran fehlten, deshalb

wolle sie das Kästchen versiegeln, und den Schlüssel in einen Brief an ihn beischliessen. Der Trabant war es zufrieden, denn er glaubte, das ihm so genau beschriebne Kästchen in Händen zu haben. Sie versiegelte Kästchen und Schlüssel, übergab beides dem Trabanten, und setzte ihren Weg fort. Sie langte in Breslau an, als dieser nach Warschau zurückkam. Er übergab das Kästchen, und als es der König eröffnete, siehe da! lauter Schnitzeln von Papier, Band und Seide!

Sie hatte was Aehnliches vermuthet, und ihre Kostbarkeiten einem Italienischen Musikus anvertraut, der rekta nach Danzig ging, während sie nach Schlessien feuerte. Der König konnte sich über ihre Gaunerei des Lachens nicht erwehren, und ward darum nicht erzürnter auf sie!

Nun lebte der König eine Zeitlang ohne erflärte Mätresse. Da aber Unthätigkeit sein Fehler nicht war, so unterhielt er einige flüchtige Liebsbeiden, die wie Irrelichter aufhüpften, und plözlich wieder verschwand. Aber er fand doch so viel Vergnügen daran, daß er sich vorsetzte, auch in diesem Fach auszulernen.

Die erste, welcher er das Schnurftuch zuwarf, war ein Türkisches Mädchen, das bei Ofen Beute gemacht ward, als die Kaiserlichen diesen Platz nahmen. Sie war damals höchstens fünf oder sechs Jahr alt, und verlor mit ihrer Freiheit zugleich Vater und Mutter, von denen sie nachher nie wieder Nachricht bekam. Sie war dem Herrn von Schönning, General-Lieutenant unter dem Kurfürsten von Brandenburg zugefallen, der sie nach Berlin brachte und taufen ließ. Ihren Namen Fatime behielt sie. Das Fräulein Flemming faßte eine zärtliche Freundschaft für sie, und bat sie sich von dem General-Lieutenant aus. Als sie nachher an den Herrn von Brebentau verheurathet ward, nahm sie selbige mit nach Polen. Weil sie viel Verstand mit Reizen verband, so ging die Brebentau sehr vertraut mit ihr um, und introduzirte sie in allen Gesellschaften. — Bei ihr sah der König Fatimen. Ob er sie gleich schon zu den Zeiten der Gräfin Esterle reizend gefunden, hing er doch so fest an Letzter, daß er sie mit völliger Gleichgültigkeit ansah; kaum, daß er mit ihr ein Wort re-

dete. Sobald aber die Gräfin aus seinem Herzen verbannt war, unterhielt er sich bei einer Gelegenheit sehr lange mit Satimen, war über ihren Verstand entzückt, und verliebte sich von dem Augenblick an in sie.

Von nun an war er alle Tage bei der Gräfin von Brebentau. Der ganze Hof fand sich dort ein, und alle Damen strebten nach seiner Aufmerksamkeit. Aber seine Augen brannten nur für Satimen. Er war nicht zufrieden, bevor er dem reizenden Mädchen einige Süffigkeiten gesagt hatte, die nur von ihr gehört wurden. Satime antwortete mit Geist und Bescheidenheit darauf. Sie wehrte sich lange gegen die Liebe; aber wie kann eine Sklavin, einem liebenswürdigen, großmüthigen, prachtliebenden König lange widerstehn? Er gab der unschuldigen jungen Satime so heisse, nachdrückliche Versicherungen seiner Zärtlichkeit, daß sie sich bald bestiegen ließ.

Man weiß nicht genau, wie sie der Aufmerksamkeit der Frau von Brebentau entging; aber entgangen war sie ihr, das ist gewiß. Man bemerkt es an der allmählichen Rundung ihrer Taille.

Ihre

Ihre Gönnerin erbotte sich so sehr darüber, daß sie sie fortjagen wollte; als es aber der König erfuhr, bat er sie, sie bei sich zu behalten, und empfahl sie ihr als ein Mädchen, das er mehr als sein Leben liebt. Die Frau von Brebentau war erfreut, daß sie Gelegenheit fand, sich dem Könige zu verbinden. Sie behielt Satimen, die einige Monat nachher in ihrem Hause mit einem ausserordentlich schönen Knaben niederkam, den der König für seinen Sohn erkannte, und dem er nachmals den Titel eines Grafen von Sutowsky ertheilte.

Der König hat es nie lange bei einem Mädchen ausgehalten; Weiber, bei denen er Verstand und Anlage zur Intrigue fand, waren ihm lieber. Er ward Satimen's bald satt, sie war ihm zu sanft, zu sittsam. Unterdessen hatte sie seine Achtung, und darum sucht' er sie unter zu bringen. Er verheurathete sie an einen Herrn von Spiegel, Obristlieutenant unter seiner Armee. Satime gab ihm ihre Hand, und hat so unbescholten und gut mit ihm gelebt, daß auch
 der

der giftigste Neid gezwungen ward, Achtung vor ihr zu haben.

Wenn der König Satinen entsagte, so entsagt' er darum nicht der Liebe. Eine andre Schönheit, aber von höherm Stande, bemächtigte sich seines Herzens — die Prinzessin Lubomirsky, Gemahlin des Kron: Groß: Schatzmeisters, und Nichte des Kardinals Radziowsky, Primas des Königreichs. Viele glauben, der König habe nur darum bei dieser Dame Eingang gesucht, um sich mit ihrer Reigung auch die Gunst ihres Onkels, der ihm immer noch entgegenarbeitete, zu gewinnen. Aber sei es anfangs Politik gewesen oder nicht, was den König zur Prinzessin Lubomirsky zog: soviel ist gewiß, daß er nachher durch ihre Reize und Verdienste hingerissen ward, und sie in vollem Ernst liebte.

Er bestürmte das Herz der Fürstin nach allen Regeln der Galanterie. Sie vertheidigte sich als Heldin, wollte keine Seufzer, keine zärtliche Blicke verstehn. Wenn der König zu ihr redete, so antwortete sie mit Ehrfurcht, doch so, daß sie sich als Fürstin eines freien Landes nichts vergab.

Dadurch

Dadurch ward des Königs Liebe immer brennender. Sie liebte Vergnügungen und Aufwand; nichts ward geschont; die Französischen Schauspieler, und die Kapelle, wurden aus Dresden gerufen; alle Tage war Komödie, Ball, Karoussel, Jagd, Wasserfahrten, Lotterien, und tausend andre Lustbarkeiten. Nie war Warschau so lebhaft und glänzend.

Einmal war Ringelrennen. Als der König, dem in dieser Übung niemand gleich kam, die ersten Preise gewonnen hatte, ließ er einige Türkische Pferde, die er vor Kurzem aus der Türkei bekommen hatte, herzuführen. Er bezog eins, ob es gleich noch nicht beritten war, und ließ auch seine vornehmsten Hofleute aufsteigen. Er und Sizthum ritten die wildesten. Die Pferde wollten wider: und aufeinander; aber der König fuhr plötzlich mit dem seinigen rückwärts, und stieß mit ihm so gewaltig an einen Pfeiler der Reitbahn, daß ihn der Stoß zum Wanken brachte. Man lief zu ihm und glaubte: er habe Schaden gelitten. Die Fürstin Lubomirsky war seines wegen mehr in Sorgen, als alle andre. Der
 Antheil,

Antheil, den sie an ihm nahm, erweckt' ihr solch eine Furcht und Unruh, daß es ihr nicht einfiel, sie zu verbergen. Sie näherte sich ihm, und als sie einige Blutstropfen bemerkte, erschrak sie so sehr, daß sie ohnmächtig in die Arme der Gräfin Tobiansky zurücksank.

Als der König zu sich selber kam, und den Kopf aufhob, war das erste, was er erblickte, die Fürstin Lubomirosky. Der Zustand, worin er sie sah, gab ihm Leben und Kraft. Er sprang auf, und eilte ihr zu Hülfe. Grade, als sie die Augen aufschlug, und mit schwacher, zitternder Stimme sagte: Ist der König todt? kam er zu ihr. In dem Moment bemerkte sie ihn, wie er sie mit einem Blick ansah, der ihr deutlich sagte, wie sehr er von ihrem Zustand gerührt sei. Sie hatte solch eine Freude darüber, daß sie ihren Zustand und die Gegenwart ihres Gemahls gänzlich vergaß, und ausrief: O, er lebt, er lebt! — Ich sehe Sie wieder! — Gott hat Sie meinen Thränen wieder geschenkt! — „Ja, Fürstin, erwiederte der König, aber sehn Sie versichert, daß mir Ihr Mitleid theurer ist, als mein Leben!“ Die

Gegens

Gegenwart ihres Gemahls verboth ihm, sich weiter auszulassen.

Die Fürstin verfügte sich von dem Kennplatz zur Fürstin Sobiesky, die diesen Abend dem König einen Ball gab. Sie war noch ganz voll von dem was vorgegangen war, als er selbst erschien, prächtig gekleidet, lebhaft und munter, als wenn er heute den heftigen Fall nicht erlitten hätte. Er war noch heitrer als sonst, und die Freude über die Aeußerung der Fürstin, gab allen seinen Mienen und Blicken ein Feuer, das seine körperliche Schönheit vermehrte. Alles erkaunte, als er hereintrat: alles wünschte ihm Glück, daß sein Fall so gut abgelaufen; die Fürstin Lubomirsky allein that es nicht. — Als der König den Damen sein Kompliment gemacht, und sich einige Augenblicke bei der Fürstin Sobiesky aufgehalten hatte, ging er zur Lubomirsky.

Der heutige Tag — sagt' er leise zu ihr — ist der süßeste meines Lebens —

Ew. Majestät haben Ursach — erwiederte sie, und suchte seiner nähern Erklärung vorzubeugen — ihn für den glücklichsten zu halten.

Sie

Sie sind an demselben einer grossen Gefahr entgangen.

Die Gefahr kömt mit dem Glück, das ich durch Sie genossen habe, gar nicht in Vergleich — sagte der König — Ich sehe nur in die Gefahr zurück, um mich des Zustandes zu erinnern, worin ich Sie sah. — Aber Fürstin, regt sich jene Empfindung, die mich trotz meinem Sturz so unaussprechlich glücklich machte, nicht mehr in Ihnen. Bereut es Sie, Güte und Mitleid für mich geäußert zu haben?

Um's Himmels willen — erwiederte die Gräfin — seyn Sie zufrieden mit dem, was Sie gesehen haben, und zwingen Sie mir nicht ein Geständniß einer Sache ab, die Ihnen mehr als zu bekannt ist, und die ich Ihnen vergebens zu verbergen suchen würde. Bedenken Sie, daß mein Mann zugegen, und daß es unter seinen Augen grade nicht am thunlichsten ist, Ihnen meine Empfindungen zu erklären.

Es kostete dem König Mühe, seine Freude über diese Antwort zu verbergen. Indessen gehorcht er, so ganz König er auch war, und

zog sich zurück, um seiner Lieben keinen Verdruß zu machen.

Er eröffnete den Ball mit der Fürstin Sobiesky; er befand sich übel darnach, und mußte fortgebracht werden. Man schlug ihm eine Ader, und er befand sich besser. Die Doktoren schreiben diesen Zufall seinem Sturz und dem Umstände zu, daß er sich nicht unmittelbar nach demselben die Ader öffnen lassen. Aber er hatte dies mit gutem Bedacht verhindert, weil er befürchtete, sonst seine Lubomirsky nicht zu sehn. Seine Unbäsllichkeit war nicht von Folgen. Was sie aber aus dem Grunde hob, war ein Billet, das ihm sein Leibarzt von der Fürstin Lubomirsky aushändigte. Hier ist es:

Wie viel Unruhe haben mir Ew. Majestät an diesem einzigen Tag' erweckt! Die grausamste Nacht folgte auf diesen schrecklichen Tag! Die Gefahr, worin mein Herz Sie wähnte, hat mir beinahe das Leben gekostet. — Jetzt eben erfahr' ich, daß es sich mit Ihnen gebessert hat. Könnten Sie doch bald Zeuge von der Freude seyn, die ich darüber

empfinde! Aber — noch zittre ich — Ach! sollt' ich meinen König — meinen Geliebten — verlieren — was, was soll ich dann länger auf der Welt!

Hundertmal las und wiederlas der König dies Billet; er ließ es auch den Herrn von Fitzthum lesen, der ist den Kanzler Reichling in des Königs Gunst zu übersteigen anfang.

Sie wünscht — sagte der König — sie wünscht, ich soll Zeuge seyn, wie sie sich über meine hergestellte Gesundheit freut. — Ich muß zu ihr, lieber Fitzthum, ich muß zu ihr, ich muß ihr meine Freude über ihre Güte zeigen. Ein solches Weib verdient, daß man seine Gesundheit daran wagt.

Alles, alles verdient die Fürstin — sagte Fitzthum — aber ich bin überzeugt, daß Ew. Majestät sie beleidigen würden, wenn Sie Ihre Gesundheit daran setzten, um sie zu sehn. — Lassen Sie mich machen; ich hoffe, sie zu Ihnen zu bringen, das wäre für Sie und die Fürstin besser.

O, Sizthum — rief der König — wenn Du mir das Glück verschaffen könntest, alles, alles wolt' ich für Dich thun; alles kannst Du von meiner Erkenntlichkeit erwarten.

Sizthum dankte ihm unterthänigst für die hohe Gnade u. s. w. und bat ihn, eine Antwort für die Fürstin zu schreiben, um sie ihr selbst aushändigen zu können. Der König schrieb folgendes Billet:

Verzeihen Sie mir, reizende Fürstin, die Unruhe, die ich Ihnen erweckt habe. — Aber nein, nein — Ich würde mich betrüben, wenn ich's nicht gethan hätte; ich wüßte dann nicht, wie gütig Sie für mich denken. Zu Ihren Füßen will ich, muß ich fliegen, um Ihnen zu danken, für Ihre Güte, und wenn hundert Doktoren, und Sizthum mich gefangen halten wollten. Ich fühl' es zu lebhaft, daß ich nicht leben kann, wenn ich Sie nicht sehe; und sie mögen mich bewahren, wie sie wollen, ich will mich ihren Blicken entwinden und zu Ihnen. Kostet es mir das Leben, so verlier' ich's um das reizendste Weib unter der Sonne!

Herr von Sizthum fand zahlreiche Gesellschaft bei der Fürstin; aber er erfaß seine Gelegenheit, und gab ihr ein Zeichen, daß er ihr etwas zu sagen habe. Sie ging in ein Cabinet; er folgte ihr, und gab ihr das Billet mit der Vertheurung: es koste dem König das Leben, wenn sie ihn nicht besuchte.

Aber wie soll ich das anfangen? — sagte sie — Ich darf nicht zum König, ohne mich dem Zorn meines Gemahls, und der Kritik des ganzen Hofes auszusetzen.

Wider das alles ist Rath — sagte Sizthum — Wenn Sie mir folgen wollen, so soll niemand etwas davon erfahren, als Sie, der König und ich —

„Und wie wollen Sie das machen?“

Sie müssen in ein Kloster gehn, unter dem Vorwand, Ihr Gebet zu verrichten. Es ist ja so in der ersten Fastwoche, wo solche Wallfahrten nicht auffallen. Abends um zehn Uhr gehn Sie aus dem Kloster, steigen in eine Karosse, die ich bereit halten will; treten vor mein Zimmer ab, und ich führe Sie durch eine verborgene Treppe,

die

die niemand weiß, als ich, in des Königs Zimmer.

Die Fürstin fand diesen Plan vortreflich ausgedacht, und versprach, ihn den folgenden Tag auszuführen. Sie verließ den Herrn von Fitzhumb, und fand sich zur Gesellschaft zurück. Ihr Gemahl, der ihre Abwesenheit bemerkt hatte, fragte sie, wo sie gewesen wäre. Sie sagte ihm grade heraus, daß sie sich mit dem Herrn von Fitzhumb über eine Sache, die der König dem Kardinal Primas hinterbracht wissen wolle, unterhalten habe. Der Fürst glaubt es, daß von nichts andrem die Rede gewesen sei. Nachher schob sie die Unterhaltung auf die Andachten der Fastenzeit. Ich — sagte sie — will nicht hungern — meine Gesundheit hält's nicht aus; aber zur Büßung will ich dafür nicht oft Gesellschaft sehn. Deshalb will ich mich wöchentlich wenigstens vier Tage in ein Kloster zurückziehn.

Alles bewunderte und erhob ihren Eifer, und der Fürst ihr Gemahl, war der erste, der applaudirte.

Den folgenden Tag führte sie ihren Vorfaß aus. Um zehn Uhr trat sie in Sizthums Plan ein. Sie kam glücklich in das Zimmer des Königs, der sie mit unbeschreiblicher Ungeduld erwartete. Sizthum entfernte sich, und die Fürstin setzte sich zum König aufs Bette. Sie war im Neglige, aber so reizend, wie sie noch nie gewesen war. — Beide blieben eine Zeitlang stumm. Die Fürstin sah den König mit einer schwachtenden Sehnsucht an, die ihm deutlich sagte, daß ihr Herz ganz und aufrichtig für ihn schlug. Der König war so von Freude und Entzücken hingerissen, daß er ihre Hand ergriff, sie viertelstundenlang Eines Küssens zerkußte, und hundertmal in Einem Athem sagte: er sei der glücklichste Sterbliche, er sei der größte König, weil er von ihr geliebt würde. Die Fürstin erwiderte: sie schäze sich nicht weniger glücklich, das Herz eines so mächtigen Königs und vollkommenen Mannes zu besitzen. „Wir wollen uns ewig lieben, ewig! Werden Sie mir nie untreu, und mich soll der Himmel bestrafen, wenn ich je einen Andern liebe, als Sie!

Dies:

Diesmal blieb es bei dergleichen zärtlichen Worten; nicht darum, weil der König nicht noch etwas mehr verlangt hätte, sondern weil die Fürstin zu sehr für seine Gesundheit besorgt war, um zuzugeben, daß er sich erhitzte. —

Der König nahm von ihr das Versprechen, daß sie sich den folgenden Tag auf eben die Weise wieder zu ihm finden wollte. Es war nahe an vier Uhr des Morgens, als sie ihn verließ. Sie ging ins Kloster zurück, und wohnte erst noch, um den Ruf der Andacht zu behaupten, der Vesper und Messe bei, ehe sie die Ruhe suchte, die sie so sehr nöthig hatte.

Den folgenden Tag ging sie wieder ins Palais; und als der König im Stande war, auszugehen, besucht' er sie in ihrem Kloster, und so brachten sie die Fastenzeit süß und ruhig zu. Nach dem Osterfeste aber ward es ganz anders. Als der König seine häufigen Besuche fortsetzte, schöpfte der Gemahl der Fürstin Verdacht. Er that es ihr kund, ward aber mit kaltem Stolz abgefertigt. Darüber ward er zornig, und stieß einige Worte aus, die für den König beleidigend waren. Der

Hof ward ihm verboten.. Er reiste auf seine Güter, und wollte die Fürstin mitnehmen; aber sie wollte nicht. Er ließ sie vor die Nunciatur fordern, und verlangte von ihr geschieden zu seyn. Sie willigte, und der König erhielt für sie von dem heiligen Vater den Scheidebrief, mit der Erlaubniß, daß sich beide Theile wieder verheurathen durften.

Als den beiden Liebenden nun nichts mehr im Wege stand, ging der König nach Sachsen ab. Die Fürstin folgte ihm mit ihren Schwestern, wovon eine an den Herrn von Dopoulosky, einen Polnischen Edelmann verheuratet war. Die eine war noch ledig, vermählte sich aber nicht lange nachher an den Herra von Glasnap, einen Mann von Geburt und Verdienst, aber ohne Mittel. Er war Offizier unter der reitenden Leibgarde, und hoffte durch sie sein Glück zu machen. Aber er betrog sich. Er sowol, als Dapowsky, sah sich gezwungen, auf Ehescheidung zu dringen, und verheuratete sich anderweitig.

Um seine Pracht von seiner Mätresse bewundern zu lassen, führte sie der König in die vornehm-

nehmsten Städte Sachsens. In Wittenberg verließ er sie, um die Königin zu sehn, die seit einiger Zeit auf dem Schlosse zu Pretsch, einem Städtchen, das drei Stunden von Wittenberg liegt, ihren Aufenthalt genommen hatte. Ihre Trennung, die nicht länger, als zwei Tage dauern sollte, war unendlich zärtlich. Die Fürstin bebte und weinte.

„Sie wollen mich verlassen — sagte sie — Zwei lange Tage soll ich zubringen, ohne Sie zu sehn. Sie gehn zur Königin — die ich, trotz der Ehrfurcht, die ich ihr schuldig bin, doch für meine Feindin halten muß. Muß sie mich nicht hassen, da ich ihr das Herz des liebendwürdigsten Mannes geraubt habe. — O, wenn sie es mir nun wieder raubte! — Der Gedanke ist mir mehr als schrecklich. — Schliessen Sie daraus, in was für einem Zustande Sie mich zurucklassen, bester, bester König! — Es ist mir freilich lieber, Sie in die Arme der Königin, als in die Arme einer Nebenbuhlerin gehen; zu sehn; aber, mag mir Sie rauben, wer will — ich werde Ihren

Verlust nicht überleben, der Tod allein kann mich darüber trösten.

Dem König gingen diese Worte ans Herz. Er umarmte sie zärtlich, und bat sie, sich nicht mit ungegründeten Besorgnissen zu quälen.

Wie könnt' ich Ihnen ungetreu werden, sagte er, wo soll ich ein so vollkommenes Weib wieder finden, ein Weib, das so zu lieben weiß? — Nein, beste Lubomirsky, fürchten Sie nichts! Ihre Reize bürgen Ihnen für meine Treue!

Diese Versicherung beruhigte sie ein wenig. Doch drang sie dem König noch drei Tage Aufschub seiner Reise ab, die unter einer Kette von Spielen, Ballen, und Feten verstrichen, wo die Pracht, Geschicklichkeit und Stärke des Königs in ihrem ganzen Glanz erschienen.

An einer dieser Feten überreichte der König seiner Mätresse ein vergoldetes Kästchen voll von Juwelen aller Art. Unten lag ein Kaiserliches Diplom, das sie zur Reichsfürstin von Teschen erklärte.

Was dank' ich Ihnen alles, großmüthiger König — sagte sie — womit soll ich Ihnen meine Dankbarkeit bezeigen?

Wenn Sie mich so fortlieben, wie Sie mich bis jetzt geliebt haben — erwiderte er — der Rang, den Ihnen der Kaiser giebt, ist noch weit unter Ihren Verdiensten; ich will keinen Dank dafür. Wollte der Himmel, ich könnte Ihnen eine Krone geben! Mit was für Vergnügen wollten Sie dieselbe tragen sehn!

Sie sagten sich noch tausend schöne Sachen, und schieden endlich, um sich unter vier Augen zu vergnügen. Die Nacht würde ihnen ewig lang gedäucht haben, wenn sie dieselbe, ohne beisammen zu seyn, hätten zubringen sollen.

Den folgenden Tag ging der König nach Prettich zur Königin ab. Sie empfing ihn mit Ehrfurcht, aber nicht mit theilnehmender Zärtlichkeit. Ihr Herz war zu sehr von der wiederholten Untreue des Königs zerrissen, als daß sie jene kalte Gleichgültigkeit, die ihr zur Gewohnheit geworden war, hätte ablegen sollen, obgleich der König sie mit der ofnen Vertraulichkeit und Achtung

tung eines Mannes, der die Tugend und Verdienste schätzt, behandelte.

Der König blieb nur eine Nacht in Pretsch, Er eilte in die Arme seiner Mätresse zurück, und fand sie in einem Wald auf dem halben Wege zwischen Wittenberg und Pretsch. Sie ging als Amazone. Ihr Anzug war gelb mit blau und Silber (die Leibfarben Sachsens) aufgeschlagen. Sie trug einen Hut mit einer weiß und blauen Feder, und überhaupt gab ihr dieser Aufzug solch ein unwiderstehlich reizendes Air, daß sie keinen glücklichern hätte wählen können. Sobald sie der König erblickte, jagt' er ihr entgegen, und als er ihr auf einige Schritte nahe war, sprang er aus der Kutsche. Sie wollte auch vom Pferde steigen, aber der König ließ es nicht zu, und fußte ihr die Hand. Sie sagt' ihm tausend Zärtlichkeiten über seine Zurückkunft, und über ihre Furcht, daß er sie der Königin opfern möchte.

Darauf ließ sich der König ein Pferd herzuführen, und schlug der Fürstin eine Jagdparthie vor. Da er schon den Abend vorher alle Anstalten dazu getroffen, so waren Jäger und ihre Koppel

peln in Bereitschaft. Die Furcht, daß der reizende Jägerin kein Unfall widerfahren möchte, ließ ihn nicht von ihrer Seite. — Er machte ihr das Vergnügen, den Hirsch, den man jagte, vor ihr vorbeitreiben zu lassen, und darauf verlor er sich mit ihr in das dickste Gebüsch, um ihr einige Erfrischungen anzubieten. Die Hofherrn und Damen, die ihre Entfernung bemerkten, ließen sie der Einsamkeit ruhig genießen. Die Folgen zeigten, daß sie dem König und der Fürstin einen Gefallen damit gethan; denn letztre empfand von diesem Tage an Herzweh und Uebelkeiten — die deutlichsten Beweise, daß sich der König und sie nicht in den Wind divertirt hatten. Sie kam zu ihrer Zeit mit einem Knaben nieder, der den Titel eines Prinzen von Teschen erhielt, und dem Liebhaber seiner Mutter sehr ähnlich sah.

Den Tag nach der Jagd reiste der König mit der Fürstin nach Leipzig auf die Messe, die von vielen vornehmen Personen besucht ward. Auch die Königin fand sich daselbst ein, um mit ihrem Gemahl die Königin von Preussen zu empfangen. Die Fürstin von Teschen ward den beiden Königin

gim

ginnen auf der Redoute vorgestellt — vom Könige selbst. Sie hatte bei beiden eine sehr verschiedene Aufnahme. Die Königin von Polen empfing sie äusserst kalt, und fragte sie: wie lange sie in Sachsen sei. „Ich bin mit dem König hiehergekommen,“ erwiderte sie, und denke bald mit ihm nach Polen zurückzugehn! „Die Königin ärgerte sich so sehr darüber, daß ihr die Thränen in die Augen traten. Sie gab Unabäslichkeit vor, und entfernte sich.

Die Königin von Preussen hingegen, erwies der Fürstin viel Verbindlichkeiten. Ueberhaupt fand sie Vergnügen daran, sich auf andrer Unkosten zu divertiren. Sie bat den König, Verfügung zu einer kleinen geschlossenen Tafel zu treffen, und gab dabei zum Vorwand an, daß ihr das Geräusch eines grossen Hofes lästig sei. „Aber,“ sagte sie, ich bitte mir die Gnade aus, die Personen wählen zu dürfen, die unsre kleine Tafel besetzen sollen. Ihre Fürstin kömmt diesmal nicht dazu. Diesen Abend sollen Sie ohne sie zubringen; ich muß sie einmal ganz besitzen. Ich weiß wol, daß Sie in Gedanken immer bei ihr seyn

feyn werden; aber das schadet nichts; ich will Personen wählen, die sie Ihnen aus dem Sinn bringen sollen — überhaupt seh ich's lieber, wenn Sie nur an Ihre Mätresse denken, als wenn Sie beständig mit ihr reden.

Der König erwiederte: sie habe völlig freyen Willen, und es hange blos von ihr ab, Personen zu wählen, die ihr angenehm wären.

Sie ließ die Gräfinnen von Königsmark, von Esterle und Sauchwitz, die der Zufall, oder Angelegenheiten nach Leipzig verummet hatte, einladen. Dazu kamen aus ihrem eigenen Gefolge: die Prinzessinnen Mutter und Tochter von Hohenzollern, und Henriette von Anhalt-Dessau. Die junge Prinzessin von Hohenzollern war ein Wunder der Schönheit; aber ihre grosse Jugend gab ihr ein unschuldiges, bescheidnes Ansehn, das nicht nach dem Geschmak des Königs war. Die Prinzessin von Dessau war keine regelmässige Schönheit, aber in ihrem Ganzen webte jenes unnennbare Wesen, das gefällt und hinreißt. Ihre Taille, Air, Geist und Betragen hatten nicht ihres Gleichen — und der König zog sie auch der

Prinzessin von Hohenzollern vor. Letztere hatte einen harten Stand. Ihre Mutter kiff den ganzen Abend mit ihr, daß sie den König nicht erobert hatte (womit sich doch die gute Mutter geschmeichelt) und ihre Augen wurden nicht trocken.

Die Gräfin von Esterle, die für ihre Betrügereien Verzeihung vom König erhalten hatte, bestrebte sich, ihre Reize geltend zu machen. Man merkt' es ihr an, daß sie noch nicht alle Hoffnung verloren hatte, den König in ihre Arme zurückzuziehn.

Die Frau von Zauchwitz war traurig und nachdenkend.

Die Gräfin Königsmark allein schien gleichgültig. Mit ihr machte sich die Königin besonders über die verschiedenen Wirkungen lustig, die die Gegenwart des Königs auf die Gesellschaft hatte.

Unterdessen sprach der König sehr lange mit der Prinzessin von Anhalt, Dessau. Sie machte solch einen kräftigen Eindruck auf ihn, daß es nur auf sie angekommen wäre, die Fürstin von Teschen aus seiner Gunst zu heben. Aber sie er-
wiederte

wiederte alle Zärtlichkeiten des Königs kalt und ehrfurchtsvoll. Ew. Majestät sind nicht im Stande mich zur Königin zu machen — sagte sie — und wären Sie 's, so würden Sie mich des Ranges doch nicht würdig achten; aber, sehn Sie überzeugt, daß ich meine Geburt zu gut fenne, um Ihre Mätresse zu seyn.

Ueber der Tafel sagte die Gräfin von Königs-
mark zur Königin, daß, um das Fest vollkom-
men zu machen, niemand fehle, als die Fürstin
von Teschen. Die Königin bedauerte, daß sie
sie nicht eingeladen. Die Gräfin Königs-
mark meinte, es wäre noch Zeit; es dürfte nach der
Tafel nur ein Ball gegeben und Masken zugelassen
werden. Sie würde alsdann nicht weit seyn. Die
Königin fand diesen Einfall herrlich, und schlug
dem Könige Tanz vor. — Sogleich erschien Mu-
sik, und die Königin gab ohne Vorwissen des
Königs, dem Hoffourier Befehl, Masken ein-
zulassen. Der König eröffnete den Ball mit der
Königin von Preussen. Nach dem Tanz setz' er
sich zur Prinzessin von Dessau. Ihr Stolz
hatte ihn nicht abgeschreckt. Er redete zu ihr

mit soviel Feuer und Aufmerksamkeit, daß er dreier Masken nicht gewahr ward, die als Fleischermäuse verummant waren, und so nahe herzukamen, daß sie alle seine Worte vernehmen konnten. Als eine dieser Masken einige Augenblicke zugehört hatte, sagte sie zur Prinzessin von Anhalt: Prinzessin, was Ihnen da der König sagt, sagt' er mir diesen Morgen auch noch. Ich beschwöre Sie, glauben Sie ihm nicht! —

Ach! rief der König bestürzt — die Teufel!

Fürchten Sie nichts Maske — nahm die Prinzessin von Anhalt das Wort — Der König kann reden — aber nicht alle Prinzessinnen sind wie Sie!

Sie stand auf. Der König wollte mit, aber die Fürstin von Teschen hielt ihn.

Sie fliehen nicht — sagte sie — und diesen Morgen noch schworen Sie mir: Sie wollten nie eine andre lieben, als mich?

Der König war über diesen Auftritt in Verwirrung. Er sah, daß die Königin von Preussen ihn beobachtete.

„Uns Himmels willen, Fürstin — rief er — wir machen uns vor den Fremden hier lächerlich! — Man bemerkt uns. — Gehn Sie zu Hause, ich werde bald nachkommen, und Sie versichern, daß ich Sie ewig lieben werde!“

Die Teschen beruhigte sich so, so; und entfernte sich. Der König machte Miene, ihr bald nachzufolgen; aber die Königin, die es bemerkte, und sich einmal vorgesetzt hatte, sich auf Kosten seiner Begünstigten lustig zu machen, brachte Kontretänze in Vorschlag. Vorerst dauerten diese sehr lange; und darnach unterhielt sie ihn noch eine gute Weile von tausenderlei Sachen. Sie scherzte über seine Liebschaften, über seine Unbeständigkeit; that, als wenn sie die Fürstin von Teschen nicht bemerkt hätte, und bedauerte, daß sie dieselbe nicht zum Souper hätte einladen lassen.

Vielleicht stirbt das gute Weib vor Unruh und Ungeduld — sagte sie — in dem Augenblick, da ich mit Ihnen rede, und Ew. Majestät thäten wohl, wenn Sie ihr sagen ließen, daß ich Sie aufhielte und verhinderte, sie um Verzeihung zu

bitten, daß Sie diesen Abend die Prinzessin von Anhalt reizender gefunden haben, als sie!

Diese scherzhaften Seitenhiebe setzten den König in Verwirrung. Er that sich Gewalt an, um Antworten zu finden; aber alles was er sagte, verrieth seine Verlegenheit. Je mehr er sie bloß gab, desto näher drang die Königin in ihn.

„Meine Unbeständigkeit — sagt' er endlich — ist zum Theil verzeihlich. Wenn ich eine Gemahlin, oder, darf ich's sagen? eine Mätresse hätte, die Ew. Majestät gleich wäre, so versich' ich Sie, sollten selbst meine Feinde mir nicht Flatterhaftigkeit vorwerfen!“

Ach — erwiderte die Königin — wenn Ew. Majestät diesen Ton angeben, so ist's Zeit, daß ich die Fürstin von Teschen holen lasse; doch ich würde sie schwerlich finden! Der Tag bricht an; die Fledermäuse fliegen nicht mehr! — Prinzessin Anhalt — rief sie — herzu! herzu! Der König hielt mich jetzt für Sie!

Mit diesen und dergleichen Munterkeiten hielt sie den König bis den Morgen um sieben Uhr auf.

Er ging zur Teschen, und fand sie in einem Zustand, der sein ganzes Mitleid rege machte. Sie saß in einem Lehnstuhl; eine Thräne jagte die andre. Ihre Schwestern waren bei ihr, und suchten sie zu trösten; aber sie hörte nicht auf sie; ihre Verzweiflung war ihr Trost. Der König bat tausendmal um Verzeihung, küßte ihr tausendmal die Hand. Sie blickte ihn zärtlich an und sagte: Wie unglücklich wär' ich, wenn Sie nicht Mitleid mit mir hätten! Der König sagt' ihr die Ursach, weshalb er nicht eher kommen können. Er klagte die Königin von Preussen als die Stifterin alles Unheils an, und versicherte: er habe nur mit der Prinzessin von Anhalt gesprochen, um sich die Zeit zu vertreiben. Die Fürstin glaubte ihm; sie vertrugen sich wieder, und schieden vergnügt von einander.

Indessen war der König doch über die Abreise der Prinzessin Genriette von Anhalt betrübt. Ihre Verdienste und Reize hatten ihn wirklich gefesselt. Er war still und nachdenkend. Als die Königin von Preussen dies bemerkte, sagte sie mit der ihr angeborenen Munterkeit zu ihm:

Armer König, ich rathe Ihnen, die Lust zu verändern! Sie sollten mit mir nach Oranienbaum gehn. Ich denke daselbst bei der Erbprinzessin von Dessau einige Tage zu bleiben. Sie sind dort ungezwungener. Eine Gemahlin und drei Mätressen hier zu unterhalten, ist zu viel! Sie müssen Ihnen nichts, als Unruh erwecken.

Der König nahm diesen Vorschlag an, und um allen Einwendungen der Fürstin von Tschern entgegen zu kommen, gab er vor: wichtige Staatsgeschäfte zwängen ihn zu dieser Reise; er müsse eine geheime Unterredung mit dem König von Preussen haben. Er bat sie, nach Dresden zu gehn, und ihn daselbst zu erwarten. In wenig Tagen würde er daselbst eintreffen. Diese Trennung war für die Fürstin äusserst betrübt; aber der König stellte ihr so kräftig, mit so viel Schein und Gründen vor, daß er durchaus fort müsse; er schwor ihr so oft zärtliche ewige Treue, daß sie endlich einwilligte.

Der König ging ab, und kam in wenig Stunden nach Oranienbaum. Die Prinzessin sah seine Ankunft ungeru, und empfing ihn sehr kalt.

Sie

Sie entdeckte ihrer Mutter alles, was ihr der König gesagt hatte, und bat sie um Erlaubnis, unter dem Vorwand einer Unbäslichkeit, auf ihrem Zimmer bleiben zu dürfen. „Rein, Kind, erwiderte ihre Mutter, die Fürstin, man würde bald sehn, daß Deine Unbäslichkeit nur vorgegeben sei. Und wirklich hab' ich auch eine zu gute Meinung von Dir, als daß Du Dich wider des Königs Leidenschaft, die für Dich beleidigend ist, nur mit der Flucht vertheidigen könntest.“

Die Prinzessin mußte also erscheinen. Aber sie wußte sich so weit von dem König entfernt zu halten, daß er nicht unter vier Augen an sie konnte, soviel Mühe und Feinheit er auch die vier Tage über, die er in Oranienbaum blieb, anwandte. — Er reiste an eben dem Tage, wo die Königin nach Berlin zurück ging, nach Dresden ab. Seine Zurückkunft setzte die Fürstin von Teschen vor Freude außer sich, denn sie hatte, trotz den Schwüren des Königs, nicht das beste vermuthet. Die ersten Tage liefen unter Ergießungen wechselseitiger Zärtlichkeit vorüber; aber

die Unruh der Fürstin regte sich bald wieder, als sie sah, daß eine Menge Schönheiten nach dem Herzen des Königs, dessen Flattersinn und Unbestand sie kannte, rang und strebte. Dresden ward ihr unerträglich. Sie sah im Voraus, daß ihr der König entschlupfen würde, wenn er daselbst bliebe. Sie vermochte ihn, nach Polen zurückzugehen, wohin ihn überdies der Krieg wider Schweden, der nicht vom besten Erfolg war, zu rufen schien.

Der Zustand, worin er seine Angelegenheiten in Polen fand, und sein Feldzug nach Liefland, machten öftere Trennungen von seiner Fürstin nothwendig. Diese waren ihr sehr vortheilhaft. Denn sie dauerten nicht so lange, um sie ins Vergessen zu bringen, reichten aber zu, um dem König ein Verlangen, sie wieder zu sehn, zu erwecken. Seine Liebe bekam jedesmal wieder einen neuen Stoß und Schwung. Sie genoß einige Jahr hindurch ruhig seiner Gunst, und hatte Zeit, sich ein Kapitälen dabei zu ersparen, worüber sie seine Unbeständigkeit, die doch über kurz oder lang eintreffen mußte, vergessen konnte.

Als der schlechte Erfolg des Krieges den König zwang, um neue Stärke zu gewinnen, nach Sachsen zu gehn, ließ er die Fürstin in Warichau zurück. Jetzt fielen schon nicht mehr so viel Thränen; sie war der Trennung gewohnt, und jenes Feuer, in welches werdende Liebe aufflammt, loderte nicht mehr.

In Dresden suchte der König seinen Verdruß zu zerstreuen. Er gab Lustpartieen, die ziemlich brausend waren. Bei einer von diesen, die aus lauter Mannspersonen bestand, fiel die Rede auf Mätressen. Jeder lobte die feinige; jeder wußte Wunder! Der Herr von Soyne, Staats- und Kabinetminister sagte: er habe keine Mätresse; aber eine Frau, eine Frau! die er mehr liebte, als eine Mätresse, und die tausendmal lebenswürdiger wäre, als alle, in deren Lob sie sich erschöpft hätten. Weil der Wein alle seine Kräfte lebendig gemacht hatte; so gab er von ihr ein Porträt, so vollendet, so hell, künstlich und athmend gezeichnet, daß es der größte Mahler nicht lebendiger und verführerischer hätte darstellen können. Weil der König wußte, daß seine Eifersucht

sieht seine Gemahlin auf dem Lande verborgen
 hielt, sagt er: er glaub' es nicht! Er rede wie
 ein Mann, der erst drei Monat verheurathet, und
 noch zum Sterben in sein junges Weib verliebt
 sei. Wenn seine Gemahlin so vollkommen schön
 wäre, würde sie mehr Aufsehn in der Welt ge-
 macht haben. Der Fürst von Fürstenberg be-
 hauptete eben das, und setzte hinzu: er wette
 tausend Dukaten, wenn sie am Hofe erschiene,
 würde sie nicht so schön seyn, als er sie vorhin
 gemahlt hätte. Herr von Zoym nahm die Wette
 an, und der König war Richter. Erstere mußte
 an seine Gemahlin schreiben, daß sie unverzüglich
 nach Dresden kommen sollte. Ein Lakai ging
 sogleich mit dem Briefe fort, und damit es dem
 armen Zoym nicht leid würde, setzte man ihn
 mit Wein so zu, daß der gute Mann bald nicht
 mehr wußte, wo, und wer er war. Man brachte
 ihn zu Wette, und ließ ihn ausschlafen.

Wie erschrak er, als den folgenden Morgen
 seine Gemahlin ankam! Es reute ihn von Herzen,
 daß er sie hatte kommen lassen, und er hätte sie
 sogleich wieder fort geschickt, wenn er nicht be-
 fürcht-

fürchtet, daß man ihn seiner Eifersucht wegen, unbarmherzig geißeln würde.

Die Königin war grade damals in Dresden; die Frau von Hoym mußte ihr vorgestellt werden. Der König und die andern, die bei der Wette gewesen waren, fanden sich bei der Königin ein, und mußten gesehn, daß Herr von Hoym das Portrait seiner Gemahlin nicht verschönert hätte. Der König verurtheilte den Fürst von Fürstenberg zu tausend Dukaten. „Ich sehe wol — sagte der Fürst — ich muß mich entschließen, für Ew. Majestät die Zechen zu bezahlen! — Der König, der den Fürsten liebte, sagte: er solle die tausend Dukaten auszahlen, und bei seinem Zahlmeister zehntausend andre dafür ablangen. Der Fürst küßte ihm die Hand, und dankte ihm für seine Gnade. Er bezahlte die Wette, und empfing, was ihm der König bewilligt hatte.

Ein Portrait der Frau von Hoym dürfte hier nicht am unrechten Orte stehn. Ich will es herstellen, eh ich in der Geschichte fortfahre. Sie hat eine zu beträchtliche Rolle am Sächsischen Hof

Srof gespielt, als daß man nicht einige nähere Umstände von ihr gern hören sollte.

Ihr Gesicht war länglicht; schön gebaut die Nase — klein der Mund — trefflich die Zähne. Augen, schwarz, lebhaft, groß und edel; feine Nase — Hals, Hand, Arm, blendender Schnee — frischer, lebendiger Rosen- und Lilienteint — Ihre Taille Meisterstück der Natur — ihre Miene groß und hehr — ihr Tanz majestätisches Schweben, Heldinnentritt, Göttinnenflug.

Ihr Gemüthscharakter war nicht so ganz vollkommen. Sie hatte mehr sprudelnden Witz und nachwillige Laune, als gründlichen Verstand. Aufrichtig war sie nicht, auch blieb sie sich nicht gleich. Aeufferst fein und milde gegen die, die ihr die Achtung erwiesen, die ihr zu gehören schien; äufferst stolz gegen die, die es wagten, sich ihr entgegen zu setzen; gewinnsüchtig, und doch freigebig; erkenntlich gegen Wohlthaten; unversöhnlich in der Rache. Ihr Wille sollte immer unumschränkter Befehl seyn; und nicht immer wollte sie, Recht und Billigkeit. Und doch, wenn man noch so sehr wider sie eingenommen war, und
 sie

sie setzte sich vor, zu gefallen, war's unmöglich,
 sie zu hassen. Ein Theil ihres Betragens riß die
 Herzen an sich, der andre stieß sie ab. Für Geld
 und Ehre that sie alles. Sobald sie des Königs
 Mätresse war, war sie beständig in Athem, um
 ihn nicht in eine gefährliche Geschäftlosigkeit sin-
 ken zu lassen. Auch nahm sie nie jene abschreckende,
 strenge Ernsthaftigkeit an, die die Anbeter ihrer
 Reize verjagt hätte; sie mußte Opfer haben, die
 sie eins nach dem andern, der Eifersucht des Kö-
 nigs darbringen konnte. Diese Eifersucht wußte
 sie anzufachen, zu nähren, zu zerstreun, wie und
 wenn sie wollte, und wie es ihr Interesse verlangte.
 Ihre größte Kunst war: nie merken zu lassen,
 daß ihr eigener Ruhm ihr einziger grosser Zweck sei.
 Ihr Interesse verbarg sich immer hinter des Kö-
 nigs Interesse. Um ihn immer in Athem zu er-
 halten, sagte sie: Vergnügungen, Lustbarkeiten
 wären ihr Ein, ihr Alles! Er glaubte, sich
 durch seine Gunstverschwendungen, getreue An-
 hänger zu machen; aber eben diese dienten, den
 Einfluß der Frau von *Soym* fest zu stellen. Sie
 allein entschied das Verdienst derer, die sie er-
 hielt

hielten, trotz den hellen Einsichten Friedrich Augusts. So glaubte der Unterthan, wenn er gehoben, oder mit des Königs Gunst überhäuft ward, der Frau von Soym alles dies schuldig zu seyn. Sie erhielt sich, allen Kabalen und dem bittersten Haß der Minister zum Trotz, neun Jahr in des Königs Gunst, und man kann sagen, daß sie diesen Zeitraum hindurch, Polen und Sachsen zu ihren Füßen sah.

Ihre Abkunft war edel. Sie war aus Holstein gebürtig, und der Prinzessin von Holstein, Ploen nach Wolfenbüttel gefolgt, als sie mit dem Erbprinzen von Braunschweig, Wolfenbüttel vermählt ward. An diesem Hofe heurathete sie Herr von Soym. Er hatte lange eine Gemahlin gesucht; er wollte keine aus Sachsen, obgleich er selbst ein Sachse war. Er sagte: sie wären zu galant und verschwenderisch. Er wollte eine schöne, verständige, wirthschaftliche Gemahlin. Einer seiner Freunde, der aus Wolfenbüttel kam, versicherte ihn, daß er alle diese Eigenschaften bei einem gewissen Fräulein von Bruchsdorf, Kammerdame bei der Prinzessin von Wolfenbüttel,

antref

antreffen würde. Herr von Loym glaubt' es; reiste nach Wolfenbüttel, unter dem Vorwand, die Messe, aber eigentlich, um das Fräulein von Bruchsdorf zu sehn. Er fand sie, wie sie ihm sein Freund beschrieben hatte, und hielt um sie an. Als ein Mann von Rang und Reichthum, der überdies eine ansehnliche Stelle am Sächsischen Hof bekleidete, ward er gütig aufgenommen, und hatte nicht nöthig, lange zu seuffzen. Nach der Vermählung ging er mit seiner Gemahlin nach Sachsen zurück, und ließ sie auf einem seiner Landgüter, wo sie so lange verborgen bleiben sollte, bis der König nach Polen zurückgekehrt seyn würde. — Aber er sollte seinem Schicksal einmahl nicht entgehn. Seine Unvorsichtigkeit verleitete ihn, dem König etwas davon zu sagen. Er sah sich, wie gesagt, gezwungen, sie an den Hof zu bringen, wo sie bald nachher Wolthäterin, Beherrscherin, Furcht und Liebe der Unterthanen ward.

Gleich beim ersten Anblick flog ihr des Königs Herz entgegen. Er fand bei ihr jenen muntern, hellen Geist, den er an Mätressen liebte. Mehr
bedurft'

bedurft' es nicht, um ihn verliebt zu machen. Seine Neigung zur Fürstin von Teschen, stellte sich seinem Hang zur Hoym eine Zeitlang entgegen — „aber — sagt' er bei sich selber — es soll ja nur eine kleine, vorübergehende Zerstreuung seyn — wenn ich die Teschen wieder seh, ist die Hoym verschwunden!“ — Er glaubte, die Eroberung sollte leicht gemacht seyn; aber, als er anfang von Liebe zu reden, fand er die Frau von Hoym nicht so willig, als er sich eingebildet hatte. Nie kostete ihm eine Mätresse so viel Geduld und Mühe, er mußte Geld, Eifer, Sorgfalt, gleichsam verschwenden. — Dieser Widerstand tilgte sein Verlangen nicht; es flammte nur heftiger auf. Als endlich Frau von Hoym sahe, daß sie sein Herz ganz hatte, ward sie nachgebender, und ließ sich in Traktaten mit ihm ein, die sie einer unumschränkten Gewalt über sein Herz versichern sollten. Er versprach: der Fürstin von Teschen auf immer zu entsagen; eine Trennung von ihrem Gemahl zu bewirken — es ging so weit, daß er eine Schrift ausstellen mußte, worin er erklärte: daß im Fall die Königin

nigin stirbe, Frau von Soym ihre Stelle einnehmen, und die Kinder, die sie mit ihm vor und nach ihrer Vermählung zeugte, für rechtmässige Prinzen von Sachsen anerkannt und erklärt werden sollten. Dazu musst' er noch eine jährliche Pension von zehn tausend Thalern versprechen:

Unter diesen Bedingungen nahm die Frau von Soym den Titel einer Mätresse des Königs an; und um sich keiner Undankbarkeit und Verrätheret gegen ihren Gemahl den Herrn von Soym schuldig zu machen, meldete sie ihm in eigener Person, daß sie Willens sei, ihn zu verlassen. Sie trat eines Morgens in sein Cabinet.

„Ich komme — sagte sie — Ihnen, mein Herr von Soym, für alle mir erzeigte Güte zu danken, und Sie zu versichern, daß das Andenken davon bei mir immer lebendig bleiben soll; um Ihnen ferner zu sagen: daß jene Sympathie, die glückliche Ehen macht, sich nicht unter uns findet, und daß ich entschlossen bin, mich von Ihnen zu trennen. Der König liebt mich, und ich gesteh' Ihnen dreist, daß ich Willens bin, seine

Liebe zu erwidern. Damit Sie sich indessen nicht über mich beklagen können, so bring' ich hiermit eine Scheidung in Vorschlag, die uns beide frei macht, und Ihre Ehre ausser Gefahr setzt. — Dieser Weg, *Herr von Hoym* ist, glaub' ich, der beste für Sie. Wenn Sie ihn gutwillig einschlagen, so können Sie auf meine Freundschaft rechnen, und ich werde mich für Ihr Glück so viel verwenden, als in meinen Kräften steht. Wenn Sie mir aber durch hartnäckige Widerseztlichkeit Verdruß machen, so versichre ich Sie, daß Sie meinen Entschluß nicht ändern sollen, aber wol mich zwingen werden, die Verbindlichkeit, die ich Ihnen schuldig bin, zu vergessen, weil Sie meinem Glück hinderlich sind!“

Man kann sich unmöglich vorstellen, wie erstaunt und erschrocken der Herr von Hoym über diese Anrede war. Er wollte rait Klagen, mit Vorwürfen hervorbrechen; aber sie ließ ihn nicht ausreden.

„Herr von Hoym — sagte sie — ich weiß alles, was Sie mir sagen können; darum ersparen Sie sich die Mühe, meinen Entschluß wankend

zu machen. Er steht unerschütterlich. Erklären Sie sich also, und geben Sie mir eine positive Antwort, damit ich meine Maßregeln darnach nehmen kann.

Herr von Hoym, der sich von einem Werke, das er anbetete, und auf dem Punkt zu verlieren stand, mit solch einer sonderbaren Summthung gedrungen sah, fühlte alle die gewaltsamen Bewegungen, welche Verdruss, Zorn und Verzweiflung in einem Herzen bewirken können. Er lief mit grossen Schritten im Zimmer auf und ab, schlug bald die Augen gen Himmel, bald stand er, den Blick auf die Erde geheftet da; sein Schmerz schien ihn niederdrücken zu wollen.

Unterdessen erwartete Frau von Hoym ganz ruhig seinen Entschluß. Als sie sah, daß er keine Sylbe hervorbrachte, sagte sie: „Ich sehe wol, Herr von Hoym, daß Sie keinen Entschluß fassen können. Ich muß Ihnen Bedenkzeit lassen; aber vor allen Dingen überlegen Sie, daß der entscheidende Zeitpunkt da ist, wo Sie entweder Ihr Glück machen, oder es von Grund aus verderben können.“

Sie entfernte sich, ohne eine Antwort zu erwarten.

Herr von Soyin war in dem trostlosesten Zustand. Er ängstigte und zermarterte sich; stand auf, setzte sich wieder nieder; er war so überrascht, betäubt und erschüttert, daß er nicht wußte, wozu er greifen sollte. Sein Geist war nicht gewohnt, willig sich fesseln zu lassen. Daß der König sein Nebenbuhler war, beunruhigte ihn nicht so sehr, als die zärtliche Neigung, die seine Gemahlin für ihn zu fühlen schien.

„Treuloses, treuloses Weib! — rief er — Warum wurdest Du meine Gattin? Warum zeigtest Du Zärtlichkeit für mich? — Ach schworest Du mir darum Treue, um mich zu hintergehen, um mich zum Unglücklichsten aller Männer zu machen!“

In dieser gewaltsamen Bewegung fand ihn Herr von Sizhum. Er kam von Seiten des Königs, und hinterbrachte ihm: Er. Majestät wünschten, daß er seiner Gemahlin entsagte, und in Scheidung von ihr willigte. Er versichre ihn dafür aller möglichen Segengefälligkeit von Seiten

des

des Königs; im Fall er sich aber widersetzte, würd' er sich des Königs Unwillen zuziehn, dessen fürchterlichen Ausbruch er über kurz oder lang befürchten müsse.

So war der arme Hoym von allen Seiten in der Presse. Konnt' er anders, als in alles willigen, was man von ihm verlangte? Er bat, statt aller Vergeltung dafür, um Erlaubniß, sich einige Monate vom Hofe entfernen zu dürfen, und der König gestand sie ihm zu.

Als Sizthum dem Königl diese Nachricht brachte, lief er voller Freuden zur Frau von Hoym, und erzählte ihr diese frohe Neuigkeit. — So bin ich also die Ihrige — rief sie — Wenn doch mein Glük lange — lange dauerte! Dem Herrn von Sizthum sagte sie tausend Verbindlichkeiten, reichte ihm eine Tabatiere mit Diamanten besetzt, und bat ihn, sie als ein kleines Zeichen ihrer Erkenntlichkeit anzunehmen. Der König wollte diese Dose sehn. Er öfnete sie, und fand das Bildniß der Frau von Hoym darin. „Nein, Sizthum, nein! rief er, und drükt es entzükt an seine Lippen — Das ist zu

gut für Dich. In keine andre Hände, als in die meinigen, soll dies Portrait kommen! Geh, laß es mir, und nimm mit zwanzig tausend Thalern vorlieb!

Das Dresdner Konsistorium versammelte sich; Herr und Frau von Hoym erschienen unter Bevollmächtigten, und verlangten Scheidung. Ihre Gründe waren diesem höchst gewissenhaften Nichtstuhl einleuchtend. Er brach ihre Heurath, und erlaubte beiden Theilen, sich anderweitig zu vermählen. Der König bestätigte diese Sentenz, und noch an diesem Tage ward sie an alle Kirchthüren angeschlagen.

Frau von Hoym legte den Namen ihres Gemahls ab, und ließ sich Frau von Kosel nennen. Sie hatte Ehrgeiz, und wollte einen Titel. Der König ließ sie durch den Kaiser zur Reichsgräfin erheben. Diese Würde verschaffte ihr einen großen Troß und viel Reider.

Weil der König durch die Scheidung volle Freiheit bekam, seine Liebe öffentlich zu erklären, so spart er weder Glanz noch Kosten, sie mit Nachdruck zu zeigen. Er gab der Gräfin

Kosel

Rosel ein Haus neben dem Schlosse ein, in welches er über einen verdeckten Gang, ohne gesehen zu werden, gelangen konnte. Bald darauf ließ er ihr ein Palais bauen, wo er ihr Zimmer für alle vier Jahreszeiten anlegen ließ. Ein Theil war mit Marmor verkleidet, und diente zum Sommer; ein anderer, mit prächtigen Lambris, Parkets und den prächtigsten Chinesischen Lacken aufgeschmückt und mit Spiegeln ausgestattet, war für den Winter; die Möbel darinn kamen ihm auf 200,000 Thaler; wer hereintrat, glaubte in eine Zauberwelt versetzt zu seyn. Da waren nichts als goldne und kristallene Vasen, Gemälde, Betten von gold- und silbergestiktem Brokard — alles von so feinem auserlesenen Geschmack, daß man nichts fand, was nicht Muster seiner Art hätte seyn können.

Als die Gräfin sich in seiner Gunst festgestellt sah, dachte sie darauf, alles zu entfernen, was ihr in dem Weg zu stehen schien. Der Kanzler Beichling war der erste, der vor ihrer Herrschsucht stürzen mußte. Er hatte zu frei wider sie gesprochen, und dem Könige vorgestellt, daß die

Summen, die er für sie verschwendete, besser angelegt werden könnten. Dies war genug zu einer Sünde wider die Gräfin von Kofel. Sie beschuldigte ihn Unterschleifes und Untreue. Der König ließ ihn fest nehmen, und nach dem Königsstein bringen, und seine ansehnliche Güter einziehen. Durch diese grosse That setzte sie ihre Macht fest, und zeigte, wie gefährlich es sei, sie zu beleidigen.

Nach dem Sturz des Kanzlers war Sizthum der einzige Günstling, oder vielmehr der einzige Vertraute der Liebshaften des Königs — denn in andre Sachen mischt' er sich nicht. — Sizthum war ein grosser, schön gewachsener und gebauter Mann; er hatte eine liebenswürdige Bildung, und jenes edle, feine Betragen, das Männern von Stand und Erziehung eigen ist; er war verbindlich, biegsam, gesprächig und redlich, und achtete den König als seinen Freund.

Der Fürst von Furstenberg und der Feldmarschall Graf von Flemming, wurden auch für Lieblinge geachtet; aber alles, was sich dem König in Gunst und Angelegenheiten nahete, konnte
 nicht

nicht vordringen, wenn er sich nicht der Gräfin Kosel unterwarf. Sie herrschte so unumschränkt, daß es nicht zu viel gesagt ist, wenn man behauptet: sie war Beherrscherin des Königs und des Staats.

Während daß sich der ganze Hof zu ihren Füßen warf, wagt' es ein Lutherischer Geistlicher, sie von der Kanzel anzugreifen. Er verglich sie der Bathseba, und damit sie niemand verkannte, mahlt' er sie so zum sprechen, daß es ihm der geschickteste Mahler nicht gleich gethan haben würde. Sie erfuhr es, und ward gusserst aufgebracht darüber. Sie beklagte sich bitterlich und verlangte, daß der Pastor nach Verdienst für sein ungalantes Betragen abgestraft würde. Aber der König, der von jeher ein Feind aller Gewaltthätigkeit war, und im Herzen gestehn mußte, daß des Pastors Vergleichung so uneben nicht war, schlug es ihr diesmal (unhöflich genug!) ab, und sagte: die Prediger hätten alle Sonn- und Festtage eine Stunde, wo sie das Recht hätten zu sagen, was sie wollten; und dann mußte man sie reden lassen; wenn sich aber zu einer andern Zeit

einer unterstände, wider ihren Respekt zu reden, so sollte er nach Verdienst dafür bestraft werden. —

Als der König nach Polen abging, bat er die Gräfin, in Dresden zu bleiben; aber sie fürchtete zu sehr, ihn zu verlieren, als daß sie ihn allein sollen reisen lassen. Sie sagte: nur der Tod solle sie trennen — und er mußte sie mitnehmen.

Als die Fürstin von Teschen vernahm, daß der König nach Polen zurückkäme und seine neue Mätresse mitbrächte, verließ sie Warschau, und ging zum Cardinal-Primas ihrem Onkel, mit dem festen Vorsatz, seinen Haß wider den König anzuschüren. Aber dieser Entschluß der Rache verschwand, als sie einen Brief vom König erhielt. Er rief ihr darinn das Andenken an ihre Liebe zurück.

„Ist es möglich, Fürstin — so schrieb er ihr — daß sich Liebe in Haß verwandeln kann? Ich, ich habe immer noch jene Achtung und Freundschaft für Sie, die reelle Bündnisse knüpfen; ich bin nur glücklich, wenn Sie es sind; und alle mein Bestreben soll dahin gehn,
alles

alles hervorzufuchen, was Sie vergnügt und ruhig machen kann. Könnten Sie anders für mich denken, Sie, deren edles, gutes Herz ich kenne, Sie, die mich ehemals liebten, Sie, deren Güte und Edelmutb so oft mich entzükten? Wollen Sie sich mit einem König, der Ihnen unbekannt ist, der nicht weiß, daß dem schönen Geschlecht Achtung gebührt, mit diesem König wollen Sie sich verbinden wider mich, mich? Nein, Fürstin, nein, unmöglich kann ich das glauben. Alle Damen, das weiß ich gewiß, werden auf meine Seite wider Sie treten, und Sie tadeln, daß Sie das Interesse eines wilden, unempfindlichen Königs befördern, um einen andern niederzudrücken, der Sie immer schätzte, liebte, anbetete. Reden Sie mir das Wort, Fürstin, bei Ihrem Onkel, dem Kardinal; lassen Sie ihn nicht von der Treue wanken, die er mir versprochen hat, lassen Sie ihn die Verbindung mit mir unterhalten, damit wir einen Frieden schliessen können, der für die Nation, deren Kron' und Zierde Sie sind, und für einen König rühmlich

lich ist, der mitten unter Betrübniß und Unglück nicht vergißt, daß er Ihnen ehemals lieb war.“

Ein Edelmann überbrachte der Fürstin diesen Brief. Sie konnte ihn nicht ohne Thränen durchlesen. Sie vergaß die Untreue des Königs, und hielt sich an das Andenken, daß sie ihn ehemals geliebt hatte. In ihrer Antwort verbarg sie ihm nicht, daß sie bloß zu ihrem Onkel abgegangen sei, in der Absicht, ihm zu schaden. — „Aber, sagte sie, es hängt nicht von mir ab, Sie zu hassen. Ich will Ew. Majestät zeigen, daß ich des Vertrauens, dessen Sie mich würdigen, nicht unwerth bin, und an mir hat es nicht gelegen, wenn mein Onkel sich Ihrem Willen nicht unterwirft.“

Und wirklich that sie alles, was eine Frau von Kopf thun kann, um ihren Onkel in des Königs Interesse zu erhalten; aber der Entschluß, ihn abzusetzen, lag zu fest in des Cardinals Herzen. Er hatte zu dem Endzweck eine Unterredung mit dem Könige von Schweden, und die Fürstin war nicht im Stande, ihn von diesem gefährlichen Vorsatz abzubringen. Sie gab dem König

Nachr

Nachricht davon, und nun wußt' er keine andre Zuflucht, als seinen Muth. Er wafnete sich mit Standhaftigkeit, und ließ seine Armee aus Sachsen herüber kommen, um sich dem Könige von Schweden, der mit schnellen Schritten auf Warschau losbrückte, entgegen zu stellen. Ob er gleich mitten in Krieg und Kriegswesen war und webte, hing er die Galanterie darum doch nicht an den Nagel. Die Gräfin Rosel beschäftigte immer noch den größten Theil seines Geistes und Herzens — und doch entschlüpft' er ihr mannichmal, und richtete seine Wünsche an Schönheiten geringern Ranges.

Zu Warschau wohnte ein Französischer Weinhändler, Namens Duval; der hatte eine außersordentlich schöne Tochter, genannt Henriette. Alles was jung und galant war, machte ihr den Hof. Keine Schönheit in Warschau ward mehr gefeiert und zerseufzt als sie: Sie empfing sie alle mit gleicher Höflichkeit und Gefälligkeit; niemand wußte, wer der begünstigte Liebhaber wäre. Dies Mädchen war der ewige Gegenstand des Lobes und Gesprächs der Hofleute.

Lerer des Königs ein Haufen beisammen, und unterhielt sich auch von ihr. Er hört' es; und erkundigte sich, von welcher Schönheit die Rede sei. Sein Adjutant, von Kanzau, antwortete, daß es die Tochter eines Französischen Kaufmanns sei, das liebenswürdigste Geschöpfchen des ganzen Königreichs! Der König erwiederte nichts darauf; sobald er aber angekleidet war, befahl er Kanzau'n, ihm in sein Kabinet zu folgen. Hier erkundigt' er sich genauer nach Henrietten, und verlangte, daß er ihn zu ihr führte. Dieser Besuch ward für die nächste Nacht festgesetzt. Der König sagte: er wollte sich verkleiden, damit ihn weder das Mädchen, noch sonst jemand erkennen könnte. Er verbot Kanzau'n, sich gegen die Gräfin Kosel etwas davon merken zu lassen. — Der neue Merkur hat seiner Seite auch den König, ihn vor dem Zorn seiner Mätresse zu schützen. Dieser nahm ihm alle Furcht, und bestellte ihn mit Anbruch der Nacht in sein Vorzimmer. Darauf ging er zur Gräfin Kosel und sagte ihr: daß man ihm die künftige Nacht eine geheime Unterredung mit dem Graf Tobiansky,

Refr

Neffen des Cardinal Primas, angetragen habe; weil aber der Mann überall bekannt wäre, so hab' er's nicht gewagt, ihn ausß Schloß kommen zu lassen, sondern habe ihn ein Bürgerhaus bestimmt, wo sie sich beide verkleidet einfinden wollten. „Ich nehme Anzadu'n mit — setzte der König hinzu — Ich danke um so sicherer auf seine Treue, da er mit Ihnen verwandt ist, und ich Ihnen den Mann ganz allein zu danken habe!“ Diese Worte, die der König, mit der ehrlichsten Miene von der Welt, ihrer Forschungsgabe in den Weg warf, drückten ihr die Augen zu. —

Wenn gleich mein Vetter mit Ihnen geht — erwiederte sie — werd' ich mich doch der Unruhe nicht erwehren können. Es können sich tausend verdrießliche Vorfälle zutragen. Warschau wimmelt von Verräthern, die Ihnen den Tod geschworen haben. Es darf nur einer Sie erkennen, so ist Ihr Leben in Gefahr!

Der König erwiederte lächelnd: jedem andern würd' er diese unnöthige Unglücklichkeit vergeben, aber bei ihr könne er sie nicht entschuldigen.

Ach, sagte sie mit zärtlichem Blick — man kann heldenmässig unerschrocken seyn, und doch für das zittern, was man liebt.

Der König erwiderte diese Zärtlichkeit mit tausend andern. Aber ein Einfall der Gräfin setzte ihn in die äußerste Verlegenheit. Sie zeigte Lust, ihn auf der nächtlichen Ausflucht zu begleiten.

„Lassen Sie mich mit Ihnen gehn — sagte sie — ich will Sie schützen. Wenn es jemand wagte, Sie anzugreifen, so will ich mit Ranzau Sie vertheidigen. Ehe man bis zu Ihnen vordringt, muß man mir das Leben erst nehmen!“

Der König war durch diese zärtliche Aeußerung gerührt. Er machte sich Vorwürfe, daß er sie hintergehn wollte, und war im Begriff, die Wahrheit zu gestehn; aber er bedachte bald, daß dies Geständniß sie betrüben würde, und daß er Ursach habe, sie damit zu verschonen. Er bat sie, zu Hause zu bleiben, und versicherte, daß er lieber die Unterredung aussetzen, als sie in Gefahr bringen wollte. Die Gräfin gab nach, denn zu der Zeit hatte sie noch nicht die unumschränkt

schränkte Gewalt über den König, deren sie sich in der Folge bediente.

Die Nacht kam, der König verkappte sich auf das sorgfältigste, und begab sich mit Ranzau nach Duvals Hause. Sie ließen sich ein besondres Zimmer geben, und es dauerte nicht lange, so ließ Ranzau, der der beste Kundmann des Hauses war, Henrietten kommen, und stellte ihr den König als einen seiner Freunde vor. Weil das Mädchen den König immer nur im Vorbeigehn gesehen hatte, und überdies nicht wol vermuthen konnte, daß er ihr einen Besuch machen würde, so glaubte sie Ranzau leicht. Als sie sich aber eine Zeitlang mit ihm unterhalten, und ihn einmal scharf ins Gesicht gefaßt hatte, fing sie an, etwas zu ahnden.

Je mehr ich Sie ansehe — sagte sie — desto mehr Aehnlichkeit find' ich zwischen Ihnen und dem Könige!

Es ist wahr — erwiederte er — es haben mir schon viel Leute gesagt, daß ich die Ehre hätte, ihm gleich zu sehn. Doch wünscht' ich, ihm lieber in Macht ähnlich zu seyn, als in Figur,

um Ihnen ein glänzendes Glück verschaffen zu können.

Es ist mir nicht ums Interesse — erwiderte sie — Wenn mich der König liebt, so würde ich ihn mehr der herrlichen Eigenschaften, die man mir von ihm gerühmt hat, lieben, als darum, weil er mein Glück machen könnte.

O, wenn das ist, reizende Genriette, so lieben Sie mich doch der Aehnlichkeit wegen, die ich mit ihm habe!

Es ist wahr, Sie haben von aussen viel Aehnliches mit ihm, aber haben Sie auch das zärtliche Herz, das er besitzen soll? Das allein könnte ich lieben.

Ja, ja, Mädchen — rief der König entzückt — ich habe dies zärtliche Herz; ich habe alles, was der König hat, ich bin — es selbst!

Mit diesen Worten warf er einen Ueberrock und eine blonde Perücke, die sein Haar verbarg, ab, und ließ ihr den Elephantenordenstern entgegenblitzen. — Genriette war wie vom Donner gerührt. Sie ward ängstlich, weil sie wider die Ehrfurcht, die ihm gebührte, verstoßen zu haben

haben glaubte. Aber der König riß sie aus der Furcht, bat um Verzeihung, daß er sie so überraschte; aber er hätte zu viel Schönes von ihr gehört, als daß er sich das Vergnügen, sich mit eignen Augen davon zu überzeugen, länger hätte versagen können. Er fände mehr, als man ihm gesagt hätte, und fuhl' es, daß er nicht so frei fortgehn würde, als er hergekommen sei. Henriette schlug die Augen nieder und antwortete in tiefer Ehrfurcht; sie war so bestürzt, daß sie wenig oder gar nicht wußte, was sie sagte. Der König machte sich ihrer Verlegenheit zu nuze, und both ihr sein Herz an. Henriette hatte nicht Muth genug, es auszuschlagen. — Ueber seine Freude vergaß er, daß die Gräfin Kosel auf ihn wartete, und brachte die Nacht unter Scherz und Spiel mit Henrietten zu, die nach und nach ihre natürliche Lebhaftigkeit wieder erhalten hatte. Sie sang und sprang und faselte; der König hätte wol gern gesehn, wenn sie noch etwas mehr gethan hätte; aber sie war nicht der Meinung, und der Monarch mußte sich unter ihre Laune fügen. Er schied endlich mit dem Versprechen, sie die künftige Nacht wieder zu besuchen.

Es war beinah heller Tag, als der König auf das Schloß zurückkam. Er fand die Gräfin Kojel am Kamine. Weil ihm das Bild der Henriette noch zu lebhaft vorschwebte, so fragt' er sie ziemlich kalt: warum sie sich nicht niedergesetzt hätte?

Ich erwartete Sie — antwortete sie traurig — ich war für Sie besorgt.

Sie werden sich aber daran gewöhnen müssen — sagte der König — wenn Sie mich nicht immer um sich sehn. Wie wird es werden, wenn ich erst an der Spitze meiner Armee bin? Da können Sie mir doch nicht folgen.

Warum nicht? — sagte sie — Ich folge Ihnen überall! An Ihrer Seite fürcht' ich nichts. — Aber, sagen Sie mir — fuhr sie fort — was ist Ihnen? Sie scheinen mir verdrießlich zu seyn —

Nichts weniger — antwortete er — aber es war mir nicht lieb, daß ich Sie noch auf fand.

Die Kälte, womit er sprach, erweckte der Gräfin Verdacht; aber sie hielt es für besser, so lange an sich zu halten, bis sie ihrer Sache gewiß wäre.

wäre. Sie legte sich nieder, und der König, den es schon gereute, ihr Unruh, erweckt zu haben, wollte nicht von ihr gehn. — Von beiden Seiten fielen Zeichen der lebhaftesten Zärtlichkeit; aber der Verdacht der Gräfin ward dadurch nicht un-
terdrückt.

Als der König aufstand, um seinen Rath zu halten, nutzte sie seine Abwesenheit, und ließ Kanzasu'n zu sich kommen. Sie fragte ihn, wo er mit dem König vorige Nacht gewesen sei. Er ließ sich nicht irre machen, und erwiderte frisch: Bei dem Graf Tobiansky. „Ich glaub' es Ihnen — sagte die Gräfin — aber nehmen Sie sich in Acht! Wenn Sie mich hintergehn, soll's Ihnen theuer zustehn können.“

Kanzasu gab dem König Nachricht von seiner Unterredung mit der Gräfin.

Ich gestehs — sagte der König — Ihre Roufine macht mir Noth. — Ich liebe sie. Sie ist verzweifelt hüzig, und zu allem fähig. Aber Genriette ist mir auch nicht gleichgültig. Was soll ich thun?

Raffen — erwiederte Kanzau — was Sie nicht stark genug lieben, und behalten, was Ew. Majestät lieber ist.

Der König erwiederte nichts darauf, und ging zur Kojel. Er fand sie mit Thränen in den Augen.

Was ist Ihnen, Gräfin, sagte er, warum so traurig?

Ach, erwiederte sie, ich weiß nicht — aber mein Herz sagt mir, daß Sie mir untreu sind.

Der König gab ihr tausend Versicherungen, daß er's nicht sei, und zehntausend Gründe, daß er's nicht seyn könne, und beschwor sie, ihn nicht mit einem Verdacht zu martern, den er um sie grade am allerwenigsten verdient hätte. Um sie von ihren traurigen Vorstellungen loszureißen, erzählt' er ihr, wie es mit seinen Angelegenheiten stände, und daß er noch einmal mit dem Graf Tobiansky heimlich unterhandeln müsse.

Ich habe nichts dawider — sagte sie — aber ich fürchte, Sie gehn nicht zum Graf Tobiansky.

Der König ward über dies Recidiv böse, und sagte ihr rund und hell: Mißtrauen und Vorwürfe liebe er nicht.

Gegen die Nacht kehrt' er zu Henrietten zurück. Er fand sie nicht mehr so zurückhaltend. Sie hatte ihrer Mutter entdeckt, was zwischen ihr und dem König vorgefallen, und bei der Gelegenheit einige praktische Regeln und Lehren bekommen, die alle noch übrigen Skrupel gehoben, und sie zu einem brauchbaren Mädchen gemacht hatten. Ihre Tugend strich vor dem König; aber nicht ohne Thränen von Seiten Henriettens — und nie muß eine sterbende Keuschheit unter so süßen, seelen- und kraftvollen Seufzern verschieden seyn! — Sie sagten sich tausendmal: ich liebe Dich! ich liebe Sie! und das sagten sie sich auf mancherlei Weise!

Die Nacht war ziemlich weit vorgerückt, als der König fortging, und eh' er dies that, bat er Henrietten, ihre Liebe geheim zu halten. Er versprach, sie oft zu besuchen, und nahm von ihr das Versprechen, daß sie ihn als Mannsperſon verkleidet mit Ranzau'n besuchen sollte.

Als der König mit seinem Vertrauten fortging, hatt' er ein Ebentheuer, das die ganze Geschichte an den Tag brachte. Ein Offizier von der Garde war bis zum Sterben in Henrietten verliebt. Er hatte schon zwei Tage hingeseufzt, ohne sie sprechen zu können, als ihm ein Dienstmädchen aus dem Düval'schen Hause sagte: Henriette habe zwei Nächte hintereinander mit dem Herrn von Kanzau und einem andern Offizier zugebracht. — Eifersucht und Wuth bemächtigten sich des Gardeoffiziers. Er schwur Tod und Verderben dem, der ihm seine Geliebte entwandt, und um seiner Sache gewiß zu seyn, nahm er seinen Bruder, der auch Offizier unter der Garde war, mit sich, und erwartete mit ihm in einiger Entfernung vom Düval'schen Hause, den Herrn von Kanzau. — Als sie ihn von weitem kommen sahen, schrie'n sie ihm zu: Zieh! Zieh! aber Kanzau, welcher befürchtete, daß der König entdeckt werden möchte, und glaubte, daß die Drohenden ihn verkannten, weil er sich nicht erinnerte, jemand beleidigt zu haben, hielt es fürs beste, sich zu nennen, und sagte: wenn sie wirklich an ihn wollten; so
 war

wär' er bereit, ihnen Genugthuung zu geben, nur sollten sie so lange Geduld haben, bis er sich eines wichtigen Auftrags vom König entledigt hätte. — Nein, schrie der eine, Du sollst mir nicht entgehn. Sieh! Du hast mir mein Mädchen untreu gemacht! Du sollst mir das Leben nehmen, oder ich Dir.

Kanzau griff nothgedrungen nach dem Degen. Der König ließ ihn, so lang' er sah, daß der andre Offizier beim Zusehn blieb; als sich dieser aber mit seinem Bruder verband, um Kanzau're niederzuhauen, sprang der König mit blossent Degen dazwischen, drang auf den zweiten Offizier, und gab ihm solch einen kräftigen Hieb über den Arm, daß er den Degen sinken ließ. Während er ihn aufhob, kam eine Kutsche vorbei. Die Bedienten hatten Fackeln. Der entwaffnete Offizier erkannte den König; er rief seinem Bruder, aufzuhören, und warf sich dem König zu Füssen.

Ich habe den Tod verdient — rief er — und wäre zu glücklich, wenn ich von der Hand Ew. Majestät stürbe. Ich bitte nicht um Gnade; mein Verbrechen ist unverzeihlich!

Sie irren — sagte der König — alle Fehler, wenn sie nicht aus bösen Triebfedern kommen, sind bei mir verzeihlich. Ich entschuldige den Ihrigen, weil ich weiß, daß Ihr Angriff nicht mich gegolten hat. — Aber ich befehl' Euch beide, daß ihr Kanzas'n der Beleidigung wegen um Verzeihung bittet, und ihm in Zukunft die Achtung erweist, die Ihr ihm schuldig seid.

Darauf las er ihnen über ihr Betragen noch den Text, empfahl ihnen in Zukunft mehr Bescheidenheit, und verboth ihnen, bei Strafe seiner Ungnade, von der Geschichte zu reden und auszusplaudern, daß sie ihm aufgestossen. Er entfernte sich, und ließ die Offiziers so voll Schreck, und zugleich so voll Staunen über seine Güte zurück, daß sie ihm dafür nicht einmal danken konnten.

Sie hielten sich für verloren; kamen den folgenden Tag zu Kanzas; baten ihn des Geschehenen wegen um Verzeihung, und verlangten in Des- und Wehmuth, daß er ihnen den Abschied verschaffen möchte, weil sie nach dem entsetzlichen Fehler doch schwerlich je auf Avancement rechnen dürften. Kanzas stellte dem König ihr Ver-

Verlangen vor. Er ließ die Offiziers kommen. „Ich habe Sie meiner Verzeihung schon einmal versichert — sagt' er zu ihnen — und wenn ich Sie jetzt habe rufen lassen, so ist's geschehn, um Ihnen über Ihr schlechtes Vertrauen zu meinem Wort einen Verweis zu geben. Sie sollen nicht aus meinen Diensten gehn; führen Sie sich brav auf, und sehn Sie versichert, daß ich für Sie sorgen werde.

Er entließ sie, und reichte ihnen die Hand zum Kuß. Nachher schickt' er jedem hundert Dukaten Schrek- und Wundengeld.

Unterdessen sah die Gräfin von Rosel wol, daß der König nicht mehr der feurige, angelegentliche Liebhaber war. Sie zweifelte nicht mehr daran, daß ihr eine neue Liebshaft ins Gehege gebrochen; aber soviel Mühe sie sich auch gab, konnte sie selbige doch lange nicht entdecken. Nach langen vergeblichen Nachforschungen erfuhr sie endlich von einem Kammerdiener: daß der König öfters ganze Stunden mit einem jungen Menschen zubrachte, dessen Schönheit verbunden mit dem geheimnißvollen Benehmen, womit
 man

man ihn in des Königs Zimmer führte, ziemlich deutlich verriethe: daß er ein verkleidetes Mädchen sei. Diese Entdeckung klärte ihr auf einmal alle Zweifel auf, die sie bis jetzt gepeinigt hatten; aber ihr Zustand ward dadurch nicht weniger traurig. Weil sie von Natur stolz war, so kostete es ihr freilich viel Mühe, zur Gelassenheit und Güte ihre Zuflucht zu nehmen; aber sie hatte mit dem König noch keinen Streit gehabt, und als eine Frau von Verstand sah sie sehr gut, daß sie nicht mit dem Kopf durchbrechen durfte, wenn er sich nicht mit Güte zurückführen ließe. Sie war eben in Gedanken, wie sie sich dabei benehmen sollte, als der König hereintrat. Als er ihre traurige Miene sah, erkundigte er sich nach der Ursach ihres Kummers, und warum sie immer weinte, so oft er sie sähe. Sie antwortete ihm mit folgenden Versen aus einem Französischen Trauerspiel:

Il faut bien que je pleure,

Mon insensible Amant ordonne que
meure.

Der

Der König erröthete bei diesen Worten, und sah sie zärtlich an. Was wollen Sie mit diesen Vorwürfen sagen? — nahm er das Wort — Ich verdiene Sie nicht. — Nun brach sie mit allem, was ihr auf dem Herzen lag, unter Thränen heraus. Als der König sah, daß sie so genau unterrichtet war, konnte er sich mit nichts helfen, als daß er alles geradezu für falsch erklärte. Er versicherte sie: das vorgegebene Mädchen sei nichts mehr und nichts weniger als ein Neffe Brebendofsky's, des Kastellans von Kulm, welchen ihm dieser Herr sendete, um ihm von den Anschlägen der Rebellen Nachricht zu ertheilen. Es sei richtig, daß er ihn auf seinem Zimmer behalten, aber nur so lange, als hinreichte, um dem Kastellan von Kulm antworten zu können; von der Zeit an hab' er nichts wieder von dem jungen Menschen gehört; wenn es wirklich ein Mädchen gewesen wäre, das er liebte, so würde es ihm ein Leichtes gewesen seyn, wieder zu ihr zu gehn; er sähe wol, daß man ihm Waffen in die Hände geben wollte, um sich selbst aufzureiben, denn nichts wäre ihm verdrießlicher, als dergleichen peinende Läuterungen und Zänkereien.

Sein standhaftes Leugnen verdrosß die Gräfin; sie ward äufferst aufgebracht und hizig.

Gut, sagte sie, ich muß Ihnen glauben! Aber ich sage Ihnen, daß ich nicht das Schicksaal Ihrer andern Mätressen haben will. Sie schworen mir ewige Treue; ich glaubte Ihnen; verließ meinen Gemahl, verlor meinen guten Namen. Es kostet Ihnen das Leben, wenn Sie mich hintergehn. Ein Pistol schieß ich Ihnen vor den Kopf, das andre mir, zur Strafe, daß ich so schwach war, und Sie lieben konnte.

So äufferst seltsam das Benehmen der Gräfin war, konnte sich doch der König des Mitleids nicht erwehren. Er besänftigte sie ein wenig, und verließ sie sehr spät.

Während er auf Mittel dachte, ihre Eifersucht zu mäßigen, kam ein Courier mit der Nachricht, daß die Schweden mit forcirtem Marsch auf Warschau vorrückten. Nun nahmen andre Sorgen in seinem Herzen Raum. Er mußte fliehn. Die Polen dachten niedrig genug, um das eiserne Joch Karls XII. der väterlichen Regierung Augusts vorzuziehn. Sie verließen ihn.

Die

Die noch bei ihm blieben, waren zu wenig, um ihm den Thron zu erhalten, und wollten doch nicht, daß er seine Armee aus Sachsen herüberkommen ließe.

Der heldenmüthige Mann war sich nun selbst Hilfe und Zuflucht. Alles, was die feinste Politik ersinnen kann, wandt' er an, den Fortschritt seines Feindes zu hemmen. Er ging nach Krakau; zog ein Korps zusammen; ließ seine Sachsen kommen; und als er sich im Stande sah, sich mit dem unverföhnlichen Karl zu messen, ging er ihm entgegen, mit dem festen Entschlus, eine Schlacht zwischen ihm und dem rauhen Schweden entscheiden zu lassen.

Aber noch eh er sich an die Spitze seines Heers stellte, schickt' er die Gräfin Kosel nach Sachsen. Ihre Trennung war zärtlich, aber nicht weibisch. Die Gräfin beschwor ihn, bei ihm bleiben zu dürfen. „Ich nehme Mannskleider — sagte sie — ich will an Ihrer Seite fechten. Ich rechne Blut und Leben für nichts, beides geb' ich gern und willig für Sie!“ — Nein, Gräfin — erwieberte der König — Ihr Leben ist mir theuer.

Sie

Sie müssen es mir erhalten. Verlangen Sie nicht, daß ich aufs Spiel setze, was mir das Liebste ist — Sie und meine Krone! Sehn Sie nach Dresden. Wenn ich weiß, daß Sie in Sicherheit sind, werd' ich noch einmal so muthig kämpfen. Das Vergnügen, Sie wieder zu sehn, soll mein Sieg und Triumph seyn, darum können wir beide nicht entgehn!

Die Gräfin magt es nicht, weiter in ihn zu dringen. Sie willigte in ihre Abreise. Weil aber der Verdacht, den sie in Warschau gefaßt hatte, immer noch nicht bei ihr verloschen war, so ergriff sie diese zärtliche Augenblicke, um den König zu fragen: ob er wirklich gegründet gewesen? Der Monarch hatte Henrietten (sie war ja in Warschau, und er in Krakau!) längst vergessen, und gestand die Wahrheit. Die Gräfin schien äußerlich nicht böse darüber; aber im Herzen brannt' ihr der Verdruß; sie beschloß an Ranzau'n Rache dafür zu nehmen.

Sie ging endlich nach Dresden ab. Hier kann man dreist sagen, regierte sie mehr, als der Fürst

Fürst von Fürstenberg, der damals Stadthalter, oder Vize-König von Sachsen war.

Der König rüfte wider Karl XII. an. Beide Monarchen hatten sich im Gesicht, in der Ebene von Klissau. Das Treffen nahm den Anfang. Beide thaten Wunder der Tapferkeit; endlich siegte Karls XII. Stern; er trug einen vollkommenen Sieg davon. Friedrich August zog sich nach Krakau zurück; als ihm aber der Sieger auf der Ferse folgte, verließ er diesen Platz, und ging nach Lublin, um einem Reichstage beizuwohnen, an welchem nichts beschlossen ward. Von da ging er nach Sachsen..

Als er nach Dresden kam, fand er die Gräfin Rosel im Gebären. Aber das hinderte ihn nicht, zu ihr zu eilen. Seine Gegenwart linderte ihren Schmerz, und nach einigen Augenblicken kam sie mit einer Tochter nieder. Man brachte sie dem König, er nahm und küßte sie, und nannte sie seine Tochter. Die Gräfin war vor Schmerz so kraftlos und matt, daß sie den König nicht sprechen konnte; sie drückte ihm nur die Hand, und sah ihn zärtlich an. Der König war so gerührt,

Daß ihm die Thränen in die Augen traten. Als ihr Schmerz sich ein wenig gelegt hatte, sagte und stammelte sie alles, was die lebhafteste Einbildungskraft Zärtliches erdenken kann. Der König fragte sie, ob sie ihn noch liebe, da er überwunden sei. „Ich würde Sie lieben — rief sie mit einer Anstrengung, die für ihren Zustand gewaltsam war — Ich würde Sie lieben, und wenn Sie in Fesseln lägen!“

Während der sechs Wochen kam der König nicht von ihrem Bette weg; er diente ihr mit angelegentlichster Sorgfalt. Einmal, als sie mit einander kosteten, erschien der Herr von Bose, Minister und Staatssekretär, und brachte dem Könige einige Depeschen, die er eben erhalten, unter andern einen Brief aus Warschau. Der König erbrach ihn, lächelte und ward roth. Die Gräfin fragte ihn, wovon darinn die Rede sei, und wünschte ihn zu lesen. Er wollte ihn nicht zeigen. Die Neugier übermannte sie, sie sprang aus dem Bette und riß ihm den Brief aus der Hand. Bei dieser Gelegenheit ließ sie den König und den Herrn von Bosen etwas sehn, das

Lässig

Lässig sträubend nur,
Die überwundene Schaam dem Blick der
Liebe wehrt.

Sie fand, daß der Brief von Henrietten kam. Sie that ihm kund, daß sie mit einer jungen Tochter niedergekommen; und wünschte seinen Befehl: was sie damit verfügen sollte. „Ersäufen — rief die Gräfin — ersäufen! Ich wollt', ich könnte die Mutter hinterdrein stürzen!“

Der König lachte von ganzem Herzen über diesen Ausbruch ihrer Eifersucht; aber die Gräfin nahm die Sache mehr als zu ernsthaft, und sagte: wo er sich unterstände, und dem Geschöpf antwortete, oder das Kind für das seinige erklärte, so nähme sie die Post, flöge nach Warschau — Mutter und Kind erdroßl' ich, Mutter und Kind!

Wollte der König Ruhe haben, so musst' er ihr versprechen, weder an Mutter noch an Kind zu denken. — Aber eben dies Kind, das damals so verachtet war, erkannte der König nachmals für das seinige; gab ihm den Titel einer Gräfin

Orfelska, und vermählte sie mit einem jüngern Prinzen aus dem Hause Zollstein-Bez.

Indessen hatte diese Gräfin, trotz ihrer Eifersucht, Aubeter, deren Opfer ihr so unangenehm nicht waren; ob es gleich wahr ist, daß sie selbige nur brauchte, um sie dem König und ihrem eignen Interesse aufzuopfern.

Einer von ihnen war der Graf von Lecherenne, ein Edelmann aus Savoyen, der mit seinem Bruder, einem Maltheserritter, nach Dresden gekommen war, um sein Glück zu machen. Sie hatten sich gleich anfangs zur Gräfin Kosel gehalten, denn dies war der einzige Weg, den man zu seinem Glück gehn konnte, weil sie Gunst und Ehrenstellen in Händen hatte. Sie ließ sie unter die Kammerjunker des Königs aufnehmen. Während sie allein in Dresden war, hatten sich diese Herren sehr geschickt in ihre Gunst einzuschleichen geruht. Aber der Graf hob den Ritter aus dem Sattel. Er besaß einen feinen Verstand, angenehmen Witz, war fein, einschmeichelnd, biegsam, ließ sich in seinem Gang durch keinen Skrupel irre machen. Die verbindliche Art, wor
mit

mit ihm die Gräfin vor andern auszeichnete, ward von ihren Feinden boshaft ausgelegt. Weil sie ihr von keiner andern Seite zu Leibe konnten, als wenn sie den König zum Bruch mit ihr bewogen, so thaten sie alles, ihn zu überreden, daß ein himmelweiter Unterschied zwischen seiner Liebe zu ihr, und ihrer zu ihm statt fände. Aber dies war seine delikateste Saite, wer sollte sie anschlagen? Und doch wußten diejenigen, die es unternahmen, sie in Schwingung zu bringen, es so fein anzufangen, daß ihr Vorhaben nicht aus Licht kam, daß ihre List nicht einmal gergwöhnt ward. Um ihr Vorhaben desto eher durchzuzwingen, stellten sie dem Könige vor, wie wenig Achtung die Gräfin bei der und der Gelegenheit gezeigt, und machten dies so, mit solch einem uneigennütigen Umweg, daß der König, so hell auch sein Geist war, Mühe hatte, sich nicht von dem Scheine der strengsten Redlichkeit täuschen zu lassen.

Als alles das nur einen ganz leichten Eindruck auf ihn machte, nannten ihm die Feinde der Gräfin, deren Haupt und Anführer der Fürst von

Sürstenberg war, den Graf von Lecherenne als seinen Nebenbuhler rund heraus. Er ging zur Gräfin, um sich Aufklärung darüber zu holen. Er fand sie in ihrem Kabinet mit Musterung eines Gemählbes, das seine Krönung vorstellte, beschäftigt.

So, Madam? — fing er mit einer etwas verächtlichen Miene an — Würdigen Sie mein Portrait noch Ihres Blicks? oder sehn Sie sich nach einem andern Gegenstande auf dem Gemählde um?

„Ich glaube nicht — erwiederte die Gräfin — daß ein Mann von Ihrer Bildung, im Ernst befürchten wird, daß man seine Augen von ihm abwende, um einen andern zu suchen! Selbst wenn Sie mit dem flatterhaftesten Weibe unter der Sonne zu thun hätten, würden Ihre Verdienste Sie über dergleichen Verdacht erheben!“

Bis jetzt glaubt' ich das! — erwiederte der König — Aber man betrugt sich zuweilen, besonders gutherzige Leute, die von dem Neussern aufs Innere zu schliessen gewohnt sind.

Aus dieser Aeußerung schloß die Gräfin: der König sei eifersüchtig. Sie freute sich im Herzen darüber, denn es war Beweis, daß er sie liebte. Indessen stellte sie sich, als wenn sie sich dadurch beleidigt fände.

„Ich weiß nicht — sagte sie — was Sie mit diesen räthselhaften Worten sagen wollen, und eh Sie sich nicht entschliessen, deutlicher zu reden, kann ich meine Rechtfertigung nicht unternehmen.

Sie wird Ihnen vielleicht schwerer werden, als Sie denken — sagte der König mit einem ernsthaften Air, das der Gräfin Unruh erweckte — und vielleicht kann ich Sie von Dingen überführen, von denen Sie schwerlich gewünscht und gehofft haben, daß sie mir zu Ohren kommen würden.

Sie erwiederte diese Worte mit nichts, als mit Ergießungen der lebhaftesten Zärtlichkeit. Alles, was ihr die brennendste Liebe eingeben konnte, setzte sie in Bewegung, und die Thränen die bei jedem Ausbruch ihres Schmerzens, ihrer Zärtlichkeit, ihres Hoffens flossen, rührten das Herz ihres erzürnten Liebhabers. Als sie ihn

besänftigt sah, bat sie ihn, den Grund seines Unwillens zu entdecken; und schwur, daß sie ihrer Seits die ganze Wahrheit gestehn wolle, und setzte hinzu: daß sie, wenn sie sich auch wirklich strafbar fände, ein viel zu großes Vertrauen auf seine Großmuth setzte, als daß sie nicht Verzeihung dafür hoffen sollte. Der König gestand ihr alles, was man ihm von ihr Widriges hinterbracht hatte. Sie leugnete ihrerseits auch nicht, daß der Graf von Lecherenne sie mit seiner Liebe unterhalten habe; versicherte aber, daß sie dies selbst niemals erwiedert. Sie würde ihn fortgeschickt haben — setzte sie hinzu — aber, weil sie viel Verstand und Wiß bei ihm gefunden, und weil sie in der Abwesenheit ihres Königs schreckliche Langeweile gehabt, so hätte sie es für kein Verbrechen gehalten, seine Besuche anzunehmen, und dies sei nur geschehn, nachdem sie ihm streng verboten, ein Wort von Liebe fallen zu lassen.

Der König beruhigte sie, und versprach, von nun an den Neuigkeitsträgern nicht mehr zu glauben. Keine lächerliche ungegründete Furcht sollte seinem Herzen die Zärtlichkeit entreißen, die es
 ihr

ihr geschworen, und sie sollte sich in dem Fall ganz auf sein Wort verlassen. — O, sagte die Gräfin, wenn Ew. Majestät zugeben, daß die Verläumdung bis zum Thron vordringt, so ist zu fürchten, daß sie am Ende Ihrer eigenen Person nicht schonen, daß sie das allerheiligste schmähen und begeistern wird. — „Seyn Sie ruhig, Gräfin — erwiederte der König — ich will Verfügungen dawider treffen!“ — Darauf bat sie ihn, ihr diejenigen zu nennen, die ihm jene Nachricht hinterbracht; aber der König wollte ihr niemand entdecken. — „Seyn Sie damit zufrieden — sagt’ er — daß ich sie für verleumderische Leute erkläre, und ihnen kein Wort wieder glaube.“

Er verließ sie, von ihrer Unschuld völlig überzeugt, und aufgebracht wider die dienstfertigen Zuträger und den Graf von Lecherenne, welchen er aus seinen Diensten und aus Dresden schickte.

Ehe Letzter abreiste, wollt’ er die Gräfin noch einmal sehn. Er war an ihrer Thür; aber sie ließ ihm sagen: sie dürste von niemand Besuch annehmen, den der König verbannte. Um ihm

aber doch zu zeigen, wie ungern sie seine Abreise sähe, schickte sie ihm einen Ring, den ihr der König kurz vorher gegeben hatte. Mit diesem machte sich der Graf auf den Weg.

Einmal war der König beim Ankleiden bei ihr, und bemerkte, daß sie den Ring nicht mehr hatte. Er erkundigte sich nach ihm. Sie that verwundert, daß sie ihn nicht hatte, und fragte ihre Kammerfrauen, wo er geblieben; diese antworteten zum Unglück, weil sie vermuthlich nicht recht unterwiesen waren: sie hätten ihn schon seit vier oder fünf Tagen nicht mehr gesehn. Weil dies grade die Zeit war, wo der Graf abreis'te, so zweifelte der König nicht, daß sie ihm beim Abschiede den Ring gegeben. Dieser Gedanke machte seine Eifersucht von neuem so rege, daß er sich heftiger, als gewöhnlich, erzürnte, und ihr tausend bittere Vorwürfe machte. Schwerlich würde die Gräfin selbige so geduldig angehört haben, wenn sie sich unschuldig gewußt hätte.

Während diese kleine Zänkereien den König und seine Mätresse beschäftigten, krönte Karl XII. Stanislaus Leczinsky'n in Warschau, und rüfte

rückte mit diesem neuen König, der glänzendsten Trophäe seiner Siege, auf Sachsen zu. Weil ihnen August keine Armee entgegen stellen konnte, so sah er sich gezwungen, einen Frieden, wie ihn Karl ihm vorschrieb, zu unterzeichnen. Aber darum rückte Letzter doch in Sachsen, und hob unerschwingliche Kontributionen. — Es ist bekannt, daß er sich endlich aus diesem Lande zurückzog, um den Czar, Peter den Großen, abzusetzen; daß ihm diese Unternehmung nicht glückte; und daß er selbst das merkwürdigste Beispiel von der Unbeständigkeit des Glücks und der Eitelkeit der menschlichen Größe ward.

Friedrich August blieb mitten unter seinem Unglück groß. Niemals hörte man ihn über unglückliches Schicksal, oder über die Undankbarkeit der Polen klagen. Die Gräfin Kosel, die immer befürchtete, daß ihm innerer Gram am Herzen nagen möchte, setzte alles in Bewegung, um ihn zu zerstreuen — jeder neue Tag sah ein neues Festin! Der König liebte die Vergnügungen, überließ sich ihnen aber nicht ganz; der Krieg hatte Reize für ihn; weil ihm aber seine Umstände
nicht

nicht erlaubten, dem Usurpator seiner Krone entgegen zu gehn, so verfügte er sich nach Flandern, zur Armee der Aürten. Er blieb inkognito, und bediente sich des Heergeräths des Prinzens Eugen's von Savoyen. Alle Nationen, woraus die Armee bestand, bewunderten seinen Muth und seine grosse Erfahrung in der Kriegskunst. Seine Kühnheit setzte ihn einigemal so in Gefahr, daß ihm der Prinz Eugen und Herzog von Marlborough Vorstellungen darüber thaten. Er erwiederte lächelnd: Im Kriege müsse man Kalvinist seyn, müsse man Prädestination glauben.

Als er sich von der Disposition des Angriffs einen genauen Begriff gemacht, und sah, daß sich die Belagerung von Lille sehr in die Länge ziehen würde, wenn auch selbst die Franzosen keinen neuen Versuch machten, die Stadt zu entsetzen, faßt er den Entschluß, nach Sachsen zurückzugehn. Er ging über Brüssel, und um das Ceremoniell zu vermeiden, fuhr er unter dem Namen eines Grafen von Torgau kurz vor Thor-schluß in die Stadt hinein. Er ging noch an demselben Abend in die Oper, in welcher sich
eine

eine gewisse Mamsell Duparc auszeichnete. Sie hatte Schönheit, Anmuth, und war unstreitig eine der geschicktesten Tänzerinnen ausserhalb Frankreich. Sie gefiel dem König. Er ließ ihr ein Souper bei dem berühmten Traiteur Vermus, in der Abondance, anbieten. Der König, als Graf von Torgau, Herr von Sitzbun und Baudiz, und der Graf von W * *, der die Gesellschaft angestellt, waren schon da. Ueber der Tafel besiegte Duparc den König ganz. Sie war schon an sich liebenswürdig, aber wenn sie das Glas in der Hand hatte, war sie's noch tausendmal mehr. Er sagte ihr hundert schöne Sachen; und gefiel der Duparc, denn sie war Kennerin. Sie hatte auch das gewöhnliche Französische Vorurtheil, daß niemand als die Franzosen Wiß und Verstand besaßen, und wollte nicht glauben, daß der Graf von Torgau ein Teutischer sei.

„Sie sind Franzos — sagte sie — Sie haben ganz den Geist, das Air, die Politesse!“

Im Ernst nicht! sagte der König — Ich bin ein ehrlicher Sachse, der alles sagt, was er denkt, und alles bei seinem rechten Namen nennt!

„Ein Sachse? ein Sachse! — nahm die Duparc das Wort — O, erzählen Sie mir doch etwas von Ihrem König. Es soll ein unvergleichlicher Herr seyn!“

Sie setzte hinzu: daß sie nun schon seit zwei Jahren eine alte Tante plagte, die sie in Dresden unter den Französischen Komödianten hätte, sie in die Dienste des Königs zu bringen; sie hätte ihr aber immer geantwortet, es wäre alles besetzt. Der König erwiederte: ihre Tante hab' es verimuthlich nicht recht anzugreifen gewußt, und wäre vielleicht nicht recht Willens, sie zu sehn; sonst hätte ihr eine Stelle als erste Tänzerin nicht entgehn können. Wenn sie noch Lust hätte, nach Dresden zu gehn, so versprach' er ihr Unterkommen, und ansehnlichen Gehalt. Die Duparc nahm das Anerbieten an. Der König sagte ihr, daß er morgen abreis'te und bot ihr eine Stelle in seinem Wagen an; aber sie verbat es unter dem Vorwand, daß sie noch einige Angelegenheiten in Brüssel zu besorgen habe. Sie versprach aber in vier Wochen nachzukommen, und der König gab ihr eine Börse mit tausend

Dukas

Dufaten, als Reisegeld und als Verpflichtung, ihr Versprechen zu halten. Er wollte noch etwas mehr, aber die Duparc trieb ihn ab, und sagte lachend: er habe nicht nur Geist und Witz eines Franzosen, sondern auch dessen Lebhaftigkeit. Doch wollte sie ihm gesagt haben, daß sie zwar keine Vestalin sei, aber darum nicht mit dem ersten Schlag stürzte; wenn sie sein Herz erst gewiß hätte, dann wollte sie ihn lieben; ehe sie sich aber damit einliesse, müsse sie erst den Charakter dessen studiren, dem sie ihr Herz schenkte. Der König wollte ihre Gründe in die Pfanne hauen; aber vergebens! und dadurch ward seine Neigung zu ihr immer stärker. Er beschwor sie, je eher je lieber nach Dresden zu kommen; sie versprach's, und als er sie verließ, dreht' er ihr noch einen Ring von Werth an den Finger.

Den folgenden Tag reis'te der König ab, und kam in wenig Tagen nach Dresden. Er fand die Gräfin Kosel zum zweitenmal in Wochen, wieder mit einer Tochter. Sie hatte viel und mancherlei zu Klagen über den Stadthalter Fürst von Fürstenberg und den Feldmarschall von
 Slemz

Flemming, die ihr nicht die schuldige Achtung erwiesen haben sollten. Und wirklich hatten sich diese Herren, weil sie ihre Befehle vom König hatten, geweigert, den Befehlen der Gräfin zu gehorchen. Der König versöhnte sie wieder, denn er konnte Zänkereien nicht leiden, und hätt' es gern gesehen, wenn sich seine Mätresse mit seinen Ministern vertragen hätte; aber beide Parteien wichen keiner der andern um ein Haar breit, und suchten alles hervor, sich wechselseitig zu schaden.

Der König lebte in Verträglichkeit und Frieden, ohne den Dämon Eifersucht zu kennen, mit der Gräfin fort, als Mamsel Duparc ankam, und ihre Ruhe störte. Der König war grade in Morizburg, als sie in Dresden ankam. Sie fragte alle Welt nach dem Grafen von Torgau, aber niemand wußte ihr Nachricht von ihm zu geben. Ihre Tante führte sie zum Herrn von Murdachs, Kammerherrn und Maitre des Plaisirs des Königs. Er empfing sie auf ganz andern Fuß, als er sonst Leute vom Theater zu empfangen pflegte; sagte ihr: daß er königliche Ordre habe, sie unter die Hofstänzerinnen aufzunehmen,

ihro

ihre Wohnung und alle nöthige Möbel zu besorgen, und daß Sr. Majestät wünschten, sie in der Prinzessin von Elis debütiren zu sehn.

Mamsell Duparc war über diese gütige Aufnahme entzückt; zeigte dem Herrn von Murdachs ihre Erkenntlichkeit, und fragte ihn: durch welchen glüklichen Zufall sie dem Könige bekannt geworden wäre. Murdachs erwiederte: vermuthlich haben Sie es dem Grafen von Torgau zu danken. Mehr konnte sie nicht herausbringen. Sie und ihre Tante verliessen ihn, voll Verwunderung und Staunen über das, was sie gehört hatten. Sie grubelten hin und her, wer der Graf von Torgau wol seyn könnte; obwol sie an zu wittern fingen, daß es der König wol selbst seyn möchte, wagten sie doch nicht, ihn zu nennen. Denn die Tante fürchtete, ihrer Nichte dadurch zu sehr zu schmeicheln, und letztre befürchtete, sich zu irren, und zu viel Eitelkeit bloß zu geben. „Aber, wenn's der König wäre — sagte sie bei sich — warum verbirgt er sich? Warum gibt er sich nicht zu erkennen? Warum handelst er so geheimnißvoll mit mir?“ — In der einen Minute

rief sie: Ja, ja, er ist's! in der zweiten: Nein, nein, er ist's nicht! In dieser Unwissenheit und Unruhe blieb sie bis an den Abend der Vorstellung.

Am Morgen dieses Tages brachte man ihr einen Koffer mit Karmoisinsammet beschlagen und mit Gold bordirt, und sagte dabei: er käme vom Grafen von Torgau. Mehr wollten die Uebersbringer nicht sagen. Sie mochte hin und her fragen und examiniren, wie sie wollte, sie blieben stumm, und antworteten nur durch Zeichen. Als sie den Koffer öffnete, fand sie zwei prächtige Anzüge, einen für's Theater, einen zum Ausgehn. Bei ihnen lag alles, bis auf das kleinste und unbedeutendste, was zum Ankleiden gehört — Schuhe sogar. Die Taschen waren voll von theuren Juwelen; unter diesen fand sich ein Schreibtäfelchen mit Gold umfaßt. Sie öffnete es, und fand auf dem ersten Blatt einige Zeilen, womit sich der Graf entschuldigte, daß er sie noch nicht besuchen könne; er bat sie, diese Kleider als Vorläufer größrer Verbindlichkeiten, die er ihr schuldig sei, anzusehn; und schloß damit: daß er sich den Abend bei ihr zu Tische bat. Ramsell

Dies

Duparc war außer sich vor Freuden, daß sie endlich den wahren Stand ihres Liebhabers erfahren sollte.

Sie kleidete sich mit aller Sorgfalt eines Mädchens, das auf eine große Eroberung denkt, und erschien endlich auf dem Theater, mehr wie Königin, als Tänzerin, so äußerst glänzend war ihr Anzug. Die übrigen Operisten bewunderten und beneideten sie, und konnten nicht begreifen, woher sie die prächtigen Kleider hätte.

Der König erschien mit der Gräfin Rosel. Mademoiselle Duparc, die vor Neugier, ihn zu sehn, brannte, stellte sich hinter eine Koulisse, seiner Loge gegenüber. Wie stark und mächtig ward sie überrascht, als sie sah, daß der König selbst ihr Liebhaber war! Psyche kann keine so erschütternde Freude empfunden haben, als sie sah, daß es Amor selbst war, der sie von der Spitze des schauervollen Felsen herabgeführt! — Der Duparc Freude war so heftig, daß sie in eine Art von Ohnmacht fiel. Der König bemerkt' es und rief dem Akteur Belton zu, ihr zu Hülfe zu kommen, reichte ihm auch aus seiner Loge seinen eigenen

Flakon. Die Gräfin fand diese Aufmerksamkeit übel, und ließ es sich merken.

Es scheint — sagte sie — daß Sie Ihre Güte verschwenden, wenn Sie sie auf Kreaturen, wie diese, verbreiten, die sie nicht verdienen. Der König fühlte sich beleidigt, und antwortete mit Bitterkeit: Es ist wahr, man kann mir seit einiger Zeit den Vorwurf machen, daß ich meine Güte an Leute verschwende, die sie mißbrauchen; aber ich hoffe, die Duparc soll mehr an sich halten!

Die Gräfin fühlte sich gestochen, und ward böse. — Sogleich stand der König auf, und ging in die Loge der Königin, in welcher der Markgraf von Brandenburg-Bayreuth, ihr Bruder, sich befand — um den Hof nicht zum Zeugen ihrer Zänkereien zu machen.

Die Gräfin konnte ihren Zorn nicht niederdrücken. Sie befand sich auf einmal übel, und ging aus der Komödie. Der König war nicht so gefällig und folgte ihr; er schickte nicht einmal zu ihr und ließ sich erkundigen, wie sie sich befände. — Sie glaubte, der Verdruß müsse ihr das Herz abstoßen.

Als der König einige Augenblicke bei der Königin gewesen war, rief er dem Herrn von Murdachs, und sagte ihm ins Ohr: daß er sein Souper in sein Haus schaffen lassen, und daß er die Duparc mit noch drei Mätrecen, die er ihm nannte, dazu einladen sollte.

Nach der Komödie ging er zum Kammerherrn Murdachs. Die Duparc erschien in dem Anzuge, welchen ihr der vorgebliche Graf von Torgau zum Ausgehn übersandt hatte. Der König lief ihr, so weit er sie sah, entgegen; aber sie fiel ihm zu Füßen, und dankte ihm für seine außerordentliche Güte und Gnade. Der König hob sie auf, umarmte sie, und sagte: er könne sie nicht zu seinen Füßen sehn; er würd' es nicht zugeben, wenn er auch nicht jene Neigung für sie fühlte, bei der kein Ansehn des Standes gilt. Auf diesen kleinen Eingang folgten hundert Ergießungen der lebhaftesten Freude und Zärtlichkeit. Mansell Duparc konnte ihr Erstaunen nicht bergen; sie glaubte, es sei ein Traum. Geliebte eines Königs, noch dazu eines liebenswürdigen, großmüthigen Königs zu seyn, der ihr mit

einer Achtung begegnete, wie's nur eine Prinzessin verlangen konnte! Nein, es ist nur ein Traum. —

Das Souper war nicht so heiter und munter, als man geglaubt hatte. Der König und Ramsell Duparc sprachen sich ins Ohr, und verschwanden nach der Tafel in ein anstossendes Kabinet. Die übrigen Theaterdamen waren verstürzt und stumm. Wenn sie gleich gewohnt waren, auf dem Theater Königinnen und Prinzessinnen zu machen, mußten sie doch nicht, wie sie sich an der Tafel eines Königs benehmen sollten. Besserer Laune wurden sie, als die Duparc mit dem Könige zurückkam, und ihnen ankündigte: Sr. Majestät schenken jeder von ihnen ein neues Kleid! — Der König fügte noch hundert Pistolen auf die Person hinzu!

Von diesem Tage an, war Ramsell Duparc geheime Mätresse des Königs; denn die Gräfin von Kosel blieb regierende, weil es dem Könige unmöglich war, sich unter ihrem Zepter wegzustehlen. Sie bemerkte freilich, daß der König der Duparc öfters Besuche abstattete; aber

aber sie war ihr entweder nicht furchtbar, oder sie fürchtete, des Königs Herz durch ihre ausschweifende Eifersucht ganz von sich abzuwenden; genug, sie machte ihm nur ganz leichte Vorwürfe darüber.

„Sie machen sich selbst Chimären — sagte der König — um sich damit zu quälen. Worüber, um alles in der Welt, worüber haben Sie sich denn zu beklagen? Bin ich weniger aufmerksam und freigebig gegen Sie? Verschließ ich mein Herz vor Ihnen? — Woraus schliessen Sie denn, daß ich die Duparc liebe? Kann man denn keine Dame besuchen oder sprechen, ohne verliebt in sie zu seyn? Ich berg' es Ihnen nicht: Liebte ich Sie nicht mehr, als ichs sagen kann — Ihres Mißtrauens wegen bräch' ich mit Ihnen!

Die Gräfin freute sich innerlich über die gelegentliche Sorgsamkeit, womit er sich zu rechtfertigen suchte, und erwiderte lächelnd: Ich weiß wol, daß ich Ihnen mit meinen Vorwürfen lästig bin; aber ich weiß auch, daß ich auf Ihre Galanterieen nicht aufmerksam genug seyn kann, und daß Sie tausend Mittel finden,

mich zu hintergehn, mich, und dreißig andre eben so mißtrauische Mätressen dazu!

Durch diese kleine Vorwürfe und Rechtfertigungen, erhielt sich ihre Liebe immer lebendig, die mit der Zeit vielleicht abgestorben, oder wenigstens in Auszehrung gefallen wäre.

Um diese Zeit war es, als Friedrich IV. von Dännemark, von seiner zweiten Reise nach Italien zurückkam. Auf der ersten, die er in seiner Jugend that, hatte ihm dies Land so wol gefallen, daß er Kron' und Reich verließ, um das Vergnügen zu haben, es noch einmal zu sehn. Als er nach seiner Residenz zurückging, stattete er dem Könige von Polen und dessen Mutter, seiner Tante, einen Besuch ab. Er hielt sich sechs Wochen bei ihnen auf; und man weiß schon, wie die Prachtliche August's bei solchen Gelegenheiten in Athen war. Alles was von Vergnügungen, Feten, Lustbarkeiten erdacht werden kann, ward dem Könige von Dännemark zu Ehren angestellt, und als er abreis'te, begleitete ihn der König von Polen nach Potsdam, wo sie von Friedrich

drich I. mit einem Aufwand empfangen wurden, der seinem Zunamen, der Prächige entsprach.

Am Preussischen Hofe waren damals schöne Mädchen und Weiber. Die beiden Könige, August und Friedrich, benahmen sich gleich galant gegen sie. Wenn auch der König von Dänemark nicht jene vortheilhafte Figur und Bildung hatte, wie August, so war er doch nicht weniger verliebt, und selten ohne Mätresse.

Die Preussischen Damen hatten nicht den Geist und Hang zur Galanterie, wie die Sächsischen, sie schienen die Aufmerksamkeiten und zärtlichen Aeusserungen des Königs nicht zu fühlen. Die Gräfin von Wartenberg, Gemahlin des ersten Kammerherrn und Premierministers des Königs von Preussen, hätt' es gern gesehn, wenn sich der König von Polen ihr genähert hätte; aber er fand keinen Geschmak an ihr, so nahe sie's ihm auch legte, denn sie war, nahe bei, keine grosse Schönheit, und ihr Geist und Verstand hatten noch zu viel von ihrer Geburt *) an

L 5

sich

*) Sie war die Tochter eines Schiffers aus Emmerich.

sich behalten. Der König wußte, daß Mylord Rabbi, nachmahliger Graf von Strafford, Gesandter vom Englischen Hof, ihr Liebhaber war; deshalb antwortete er dem Herrn von Fitzhurn, als ihm dieser alle die Schritte vorzählte, die die Gräfin Warrenberg ihm entgegen gethan hatte: Mag sie machen, was sie will; aber mit den Seemächten soll sie mich nicht über den Fuß spannen.

Die Gräfin war über seine Kälte in Verzweiflung. Sie besaß eine ausschweifende Eitelkeit und Selbstliebe, und hatte geglaubt, der König könne ihr durchaus nicht entgehn. Sie suchte alle Gelegenheit hervor, um mit ihm unter vier Augen zu sprechen; aber der König wich ihr sorgfältig aus. Endlich wollte das Glück der Gräfin wol,

Der König war in der Absicht nach Potsdam gekommen, um durch Friedrichs I. Hilfe, seinen Thron wieder zu erhalten. Alle Umstände waren günstig dazu, Karl XII. war so tief in Rußland hinein verschlagen, daß es eines Wunders bedurfte, wenn er nicht vom Czar überwunden
wer:

werden sollte; der König von Dänemark versprach ihm, Schweden anzugreifen, und wenn sich nun noch der König von Preussen für ihn erklärte, so konnte ihm die Wiedererlangung seiner Krone nicht fehl schlagen.

Er fand die Preussischen Minister wenig aufgelegt, in sein Interesse zu treten. Aber er wußte, daß er alles gewönne, wenn er den Graf von Wartenberg gewinnen könnte, denn er regierte unumschränkt über seinen Herrn; auch kannt' er die Schwachheit des Grafen für seine Gemahlin, deshalb sucht' er letztre auf seine Seite zu ziehn. Dazu ward erfodert, daß er sie besuchte, und er that es, so schwer es ihm auch ward. Er schickte den Herrn von Sizthum zu ihr, und ließ ihr sagen: er werde sie den Nachmittag besuchen, weil er aber höchst wichtige Sachen mit ihr zu verhandeln hätte, so liesse er sie bitten, allein zu seyn.

Die Gräfin nahm es mit beiden Händen an. Er fand sie auf einem Ruhebettchen, in Miene und Stellung einer Kranken. Eine leichte Dämmerung goß sich durch karmoisintaffentne Vorhänge

hänge in das Zimmer. Sie war in einem Anzuge von grünen Taffet und Silber, und, weil es ihr sehr heiß war, hatte sie Busen und Arm, die schönsten Stücke ihrer Person, enthüllt. Sie entschuldigte sich, daß sie ihn auf dem Bette empfing, und versicherte, sie würde diesen Tag nicht aus den Federn gekommen seyn, wenn sie nicht das Vergnügen hätte haben wollen, seine Befehle zu hören. Eine wüthende Migraine peinigte sie. Der König bedauerte, daß er ihr lästig fiele, versicherte, er wolle ihre Güte nicht mißbrauchen, und ihr mit wenig Worten sein Anliegen entdecken. Er sagte ihr sein Vorhaben, und bat sie, ihren Gemahl zu vermögen, daß er den König von Preussen zu seinen Absichten stimmte. Die Gräfin versprach alles, und begleitete dies Versprechen mit so viel Bethürungen ihrer Achtung und Särtlichkeit, daß der König, so tolerant er auch bei solchen Gelegenheiten war, Ausstoß daran nahm. Indessen zwang ihn seine Lage, Achtung vor ihr zu behalten. Er erwiederte ihre Aeußerungen mit seiner gewöhnlichen Feinheit, vermied aber alles, was ihn zu nähern Läuterungen

gen mit ihr bringen konnte. Aber die Gräfin wollte diese günstige Gelegenheit durchaus nicht ungenutzt vorbeilassen. Sie warf sich ihm um den Hals, schloß ihn fest in die Arme, und zog ihn mit sich aufs Bette. Der König war in der äussersten Verwirrung, wie er sich mit Manier aus der Sache ziehen sollte, denn er fühlte nichts als Haß für sie. Zum Glück erschien in dem Augenblick Mylord Rabbi, und riß ihn aus der Verlegenheit. Obgleich die Gräfin ihren Leuten befohlen hatte, so lange der König bei ihr sei, niemand vor sie zu lassen; so schien ihnen doch der Lord eine viel zu wichtige Person, als daß man ihm den Eintritt versagen könnte. Sie ließen ihn ein, und sagten ihm nicht einmal, daß der König bei der Gräfin sei. Als Mylord den König in den Armen der Gräfin erblickte, wollt' er sich aus Ehrfurcht zurückziehen: aber der König rief: Nur näher, Mylord, nur näher! Sie sind hier nicht zu viel! —

Aber nie war wol jemand lästiger als er der Gräfin in diesem Augenblick. Die Verwirrung der beiden Leute war äusserst lustig, und der
König

König war auch so boshaft, sich eine Zeitlang daran zu ergötzen! Endlich ließ er sie allein, und von der Zeit an vermied er sorgfältig alle Gelegenheiten, mit der Gräfin unter vier Augen zu sehn, die sich so darüber erboste, daß sie, um sich dafür zu rächen, ihren Gemahl vermochte, dem König von Preussen eine Allianz mit Friedrich August auszureden.

Die beiden Könige hielten sich achtzehn Tage in Potsdam und Berlin auf; darauf reiste der eine nach Kopenhagen, und der andre nach Dresden zurück. — August erfuhr kurz nach seiner Ankunft in diese Stadt den Verlust Karls XII. bei Pultawa. Nun hatte er niemand mehr, der ihm die Krone Polens streitig machte. Bei dieser Gelegenheit thaten ihm die Fürstin von Teschen und die Frau von Brebenzau vortreffliche Dienste. Sie führten eine Menge vornehmer Polen auf seine Seite. Noch ehe der König nach Polen abging, hatt' er zu Leipzig eine Unterredung mit Friedrich I. und zu Marienburg mit Peter dem Großen. Als er die Huldigung der polnischen Magnaten empfangen hatte, ging er nach Dresden zurück;

zurück, wo die Gräfin Rosel und Demoiselle Disparc zurückgeblieben waren. Erstre fand er mit allen seinen Ministern über den Fuß gespannt; besonders mit dem Fürst von Fürstenberg und mit dem Feldmarschall Grafen von Flemming. Letzrer wollte, daß sich seinem Stolze alles beugen sollte. Wenn er dieses auch nicht von der Gräfin verlangte, so war er doch auch nicht Willens, seine Kniee vor ihr zu beugen, und doch wollte dieses herrschsüchtige Weib, daß er es thun sollte. Der König suchte sie auszusöhnen; er zwang sie, sich zu sehn; aber alle seine Mühe war vergebens angewandt. Mätresse und Minister sagten sich in seiner Gegenwart die härtesten Bitterkeiten, und er mochte ihnen vorstellen, was er wollte — sie schieden unter Versicherung und Schwur eines ewigen Hasses.

Und von diesem Tage an kabalirten sie wechselseitig einer auf den Sturz des andern. So wenig Freund der Fürst von Fürstenberg sonst vom Graf Flemming war, verband er sich doch mit ihm, um mit ihm vereint an dem Untergange der Gräfin zu arbeiten. Alles war dazu angelegt, als

der

der König nach Warschau abging. Die Gräfin Rosel war schwanger und blieb in Dresden, aber der Graf Flemming begleitete den König. Ein Kapitalfehler von der Gräfin, daß sie Letztes nicht zu verhindern suchte! Sobald der Graf nach Warschau kam, berathschlagte er sich mit der Frau von Brebentau, seiner Kousine, wie sie den König seine Mätresse vergessen machen wollten. Sie kamen dahin überein, daß man eine andre für ihn suchen mußte. Ihre Wahl fiel auf die Gräfin Denhoff, Tochter des Groß-Marschalls Bielinsky. „Um zu gefallen — sagte die Frau von Brebentau — hat sie Reize, aber um zu herrschen, hat sie nicht Muth und Geist genug!“ — Es kam nun blos darauf an, den König verliebt zu machen, und die Bedenklichkeiten der Dame zu zerstreuen. Doch das letzte Hinderniß schien ihnen nicht von Belang. Frau von Brebentau nahm es auf sich, die Gräfin zu überreden. „Wenn sie hartnäckig ist — sagte sie — so will ich sie schon geschmeidig machen. Die Großmarschallin, ihre Mutter, ist meine vertraute Freundin, und sieht ein, in was für

für traurige Umstände ihre Familie einmal geräthten kann, wenn der Marschall die Augen schließt: Ich hoffe, sie soll diese Gelegenheit, ihr Haus in bessere Umstände zu bringen; mit beiden Händen ergreifen!“

Das schwerste schien ihnen; den König in Flamme zu setzen. Wenn er gleich von Natur verliebt und unbeständig war, behagten ihm doch nicht alle Frauenzimmer. Feuer und Geist liebt' er, und dies fehlte der Gräfin Denhoff. Sie hatte von Natur das schmachttende ehrbare Air einer schuß- und bombenfesten Jungfrau — Dinge, die dem König unausstehlich waren. Flemming und Frau von Brebentau sahen wol, daß sie nicht nach dem Geschmack des Königs seyn würde; aber am ganzen Hofe war keine zu finden, die sich für ihre Absichten besser schickte, und sie hofften noch immer, den König in ihr Netz zu ziehn, wenn sie nur den Herrn von Sizthum für sich in Thätigkeit setzen könnten. Diesen hatte der König zum Reichsgraf erhoben. — Sie sprachen mit ihm davon. Aber er erwiederte: daß er sich bei der ganzen Sache leidend

Verhalten würde. Er wollte dem Könige weder die alte Mätresse nehmen, noch die neue geben. Er wollte seinem bisherigen Benehmen gleich bleiben, und jeder Dame, an die der König sein Herz verschenkt, mit Achtung begegnen.

Aber diese Antwort schreckte die Grossschazmeisterin nicht ab. Sie rühmte dem Könige die Gräfin Denhoff als das reizendste Weib in Polen. Er wünschte, sie zu sehn. Sogleich ward ein Courier abgesandt, um sie von ihren Gütern, wo sie sich mit ihrem Gemahl befand, nach Warschau zu holen. In wenig Tagen war sie da. Die Großmarschallin und Frau von Brebentau entdeckten ihr, worauf es angesehen sei, und wie sie sich zu benehmen habe. Sie bildeten und bereiteten sie mit möglichster Sorgfalt vor, und nun gab die Grossschazmeisterin dem Könige ein Souper. Die Gräfin erschien mit der Großmarschallin und mit ihrer Schwester der Starostin Cherinska. Frau von Brebentau stellte sie dem Könige vor, und er unterhielt sie lange mit der ihm eignen Feinheit, die ihm alle Herzen Augenblicks eroberte; aber eine ausgezeichnete Empfindung hatte sein

Herz nicht dabei. Nach dem Souper war Ball. Der König tanzte mit der Gräfin, fand aber, daß sie schlecht tanzte, so wie sie ihm überhaupt der Schilderung nicht zu entsprechen schien, die ihm die Frau von Brebentau von ihr gemacht hatte.

„Man will mich verliebt machen — sagt' er zu Sizchum unter vier Augen — aber so lange man mir nichts Bessers geben kann, als die Denhoff, glaub' ich schwerlich, daß ich der Kosel untreu werde!“

Auf's Vergessen der Gräfin ist's wol nicht falschulirt — erwiederte Sizchum — Ew. Majestät könnten die Gräfin Kosel in Dresden, und die Denhoff in Warschau lieben. Und wenn ich's wagen dürfte, Ihnen einen Rath zu geben, so wär' es grade dieser. Ew. Majestät haben zwei Höfe. Einen in Sachsen, den andern in Polen — recht und billig wär' es also, daß Sie an jedem derselben eine Mätresse hätten! Es ist um der Vollständigkeit wegen! Und beide Nationen könnten Ew. Majestät damit zufrieden stellen. Jetzt sind die Polen mißmüthig, daß Sie eine Sächsische Mätresse haben; wenn Sie mit ihr

U 2

brächen,

brächen, um sich eine Polnische anzulegen, so würden die Sachsen wieder schreien. Wenn Sie aber sechs Monat in Polen und sechs Monat in Sachsen liebten, so wären beide Nationen befriedigt.

„Sie können wol scherzen, Sizthum — Ihre Mätresse drückt Sie nicht. Wenn Sie aber mit jeder Post einen Brief bekämen, wie ich, wo man Ihnen Unbeständigkeit und Untreue auf den Kopf zusagte, und wenn man Sie auf der andern Seite kermarterte, um Sie untreu zu machen, Sie würden Ihrer Verlegenheit auch kein Ende finden!“

Ich fand' es, Ew. Majestät — sagte Sizthum — ich fand' es. Ich würde meinem Hange folgen, und schreien lassen, wer Lust hätte!

Indessen wünschte die Großmarschallin nichts eifriger, als daß sich der König in ihre Tochter verlieben möchte. Sie lud ihn zu einem Souper. Die Gesellschaft war ausgesuchter und nicht so zahlreich, als bei der Großschazmeisterin. Die Starostin Cherinska, und die Gräfin Denhoff ließen sich mit Gesang hören. Es war ein zärtliches

ches

ches Duett, zwischen Liebhaber und Liebhaberin. Die Gräfin Denhoff sang die Geliebte, und richtete alle zärtlichen Stellen der Arie an den König. Sie sah ihn beständig an, zärtlich und verschmachtend! Und nicht vergebens war ihr Bemühen! Der König ward bewegt, und fing an, ihr tausend Artigkeiten zu sagen. Sie redete nur mit Blicken und Seufzern zu ihm, ihre Mutter und Schwester mit Worten, und man kann sagen, daß der König bei dieser Gelegenheit dreien Damen zugleich und auf einmal Liebeserklärung that. — Er fand Unterhaltung im Hause der Großmarschallin, und kam darum oft wieder! Konnt' es da wol anders seyn, als daß er sich endlich verlieben mußte! Er sah die Gräfin so oft, und sie kam ihm so weit entgegen!

Während diese neue Liebshaft in Schwung gerieth, kam die Gräfin Kosel in Dresden mit einem Sohn nieder. Kaum erfuhr sie, was für ein Unglück ihr drohete, so faßte sie den Entschluß, nach Warschau zu reisen, und des Königs Herz, entweder mit Thränen oder mit gewaffneter Hand, wieder zu erobern. Aber der Fürst von Fürstens

berg bekam Nachricht von ihrer Abreise, und sandte auf der Stelle einen Expressen nach Warschau, um es dem Graf von Flemming kund zu thun, und ihn zu warnen, daß er nicht in seine eigene Grube fiel. Diese Nachricht setzte die Anhänger der Gräfin Denhoff in die größte Bestürzung. Sie versammelten sich in Korporation bei der Großschazmeisterin, die beständig kränkelte, und selten aus dem Bette kam. Nie war ein Reichstag ruhiger und einmüthiger. Alle Glieder dieser glänzenden Versammlung stimmten dahin überein, daß man die Gräfin Kosel nicht nach Warschau lassen, und daß die Gräfin Denhoff den König zu dem Befehl vermögen müsse, sie nach Sachsen zurückzuschicken. Die Gefahr war dringend, deshalb mußte die Gräfin diesen Abend noch zur Unternehmung Anstalt machen. Um die Zeit, wo der König sie gewöhnlich zu besuchen pflegte, legte sie sich aufs Bette; die eine Hand wider den Kopf gestützt, und in der andern ein Schnupstuch. Ihr Blick war vor sich hin auf den Boden geheftet, um die Unglückliche, deren Herz voll trauriger Ahnungen, Besorgnisse

nisse und Entwürfe ist, desto natürlicher zu spielen. In dieser Stellung fand sie der König. Er erkundigte sich angelegentlich nach dem Grund ihrer Betrübniß. Sogleich nahm sie das Tuch vor die Augen, und that, als wenn sie vor herzabstossendem Schluchsen nicht reden könnte. Der König ergriff gerührt ihre Hand, küßte sie, und beschwor sie, ihm die Ursach ihrer Thränen zu entdecken.

„Ach, sagte sie, ich bin in Gefahr mein Leben zu verlieren! Ich würd' es nicht achten, wenn ich noch im Tode den süßen Frost hätte, daß Ihre Zärtlichkeit mir folgte, aber ach! Ihr Herz samt dem Leben will man mir rauben! Die Gräfin Rosel ist auf dem Wege; vielleicht ist sie in diesem Augenblick schon in Warschau; vielleicht haben Sie ihr schon geschworen, daß Sie mit mir brechen wollen, und kommen izt, um mir anzukündigen, daß ich meiner glüklichen Nebenbuhlerin weichen muß“ —

„Ich, Gräfin, ich sollte Ihnen dies ankündigen? — erwiederte der König erstaunt — Glauben Sie, daß ich fähig dazu wäre? Glauben Sie, daß ich mit Ihnen brechen könnte? —

Nein, Gräfin, nein. Ich bin mit unauflöselichen Banden an Sie geknüpft. Ihr sanfter Charakter, der sich immer so gleich bleibt, Ihre zuvorkommende Güte und harmlose Vertraulichkeit, die ich nirgend, nirgend, als bei Ihnen wiederfinde, sollten Ihnen bürgen, daß die Gräfin Kosel Ihnen nicht schaden kann!“

Bester, bester König — rief die Gräfin — o, wenn Sie so dächten, wie Sie mir schmeicheln! Wenn Sie mich so einzig, so feurig lieben könnten, wie ich Sie! — Ich versichre Sie feierlich, daß es mir leicht seyn würde zu sterben; aber die mächtige Verbindung, die mich an Sie fesselt, zu zerreißen, ist unmöglich! Eher mein Leben verlieren, als den süßen Hoffnungen entsagen, womit Sie mir schmeicheln! Lieben Sie mich! Wenn Sie aufhören sollten, mich zu lieben — o dann sterb' ich willig! — Hab' ich Ihr Herz verloren, so ist in diesem Leben für mich keine Freude mehr.

„Wie ungerecht, Gräfin, wie undankbar, wenn ich nach dieser Versicherung, die mir Ihr schöner Mund giebt, eine andre lieben könnte!“

Wie

Wie schmeichelhaft ist die Hoffnung, die Sie von neuem in mir lebendig machen! Aber, bester König, dies beruhigt mich noch nicht! Meine Nebenbuhlerin ist vor der Thür; Sie werden Ihr die Herrschaft von neuem bewilligen, die sie so lange über Ihr Herz geübt hat —

„Gute Gräfin, wie ungerecht Sie sind! Und wie sinnreich, um sich zu martern! Sagen Sie mir, ich bitte und beschwöre Sie, was soll ich thun, um Sie zu beruhigen. Lassen Sie die Gräfin doch kommen — um Ihren Sieg und Ihren Triumph zu sehn“ —

Nein, nein (ängstlich) wenn sie kömmt — so muß ich Warschau verlassen. Ich fürchte ihre Hize. —

Bei diesen Worten trat die Großmarschallin ins Zimmer, und stellte sich, als wenn sie nicht wüßte, daß der König bei ihrer Tochter sei.

Kommen Sie, rief ihr der König entgegen, und helfen Sie mir Ihrer reizenden Tochter einen Verdacht nehmen, der mich beleidigt —

„Und wovon ist die Rede, Ew. Majestät?“
— erwiederte sie — Wenn meine Tochter Ver-

dacht äußert, so müssen Sie's ihrer unbegrenzten Bärtlichkeit zuschreiben.“

Nun entdeckte ihr der König ihrer Tochter Besorgniß.

„Ich kann meiner Tochter unmöglich Vorwürfe darüber machen — nahm die Großmarschallin das Wort darauf — Ew. Majestät selbst müssen die Gräfin fürchten. Sie hat Ihnen ja selbst so heftig drohen können“ —

Seyn Sie ruhig! — erwiderte der König — Sie und Ihre Tochter sollen befriedigt werden. Ich will Ordre geben, daß die Gräfin nach Dresden zurückgeht.

O Tochter — rief die Marschallin — wie glücklich bist Du, daß Du die Neigung solch eines liebenwürdigen, großmüthigen Königs besitzt. Aber (fuhr sie zum König fort) weil Ew. Majestät die Ruhe meiner Tochter befördern wollen — darf ichs wagen, Sie zu bitten: daß ein vertrauter Mann der Gräfin entgegen geschickt wird? Denn sie wird auf alle Fälle zu gehorchen sich weigern; ihre heftige Gemüthsart läßt es nicht anders vermuthen.

Der

Der König stellte es in ihren Willen, wen sie der Gräfin entgegen schicken wollte. Sie dankte für diese Gnade, und schlug einen gewissen Montargon vor, einen Franzosen, der mit dem Abbe', nachmaligem Cardinal Polignac nach Polen gekommen, sich an das Bielinsky'sche Haus gehalten hatte, und durch dessen Vorschub Kammerherr geworden war. Er ward herzugeholt und empfing des Königs Ordre. Aber, Sire, sagt er treuherzig, wenn nun die Gräfin nicht gehorchen will, was mach' ich dann? Der König dachte einige Augenblicke nach, und darauf sagt er ihm: er wollte ihm den Obrist la Haze von der Garde, samt sechs Mann mitgeben, die sollten der Gräfin wol den Daum außs Auge halten. Die Großmarschallin und ihre Tochter waren auffer sich vor Freude. Sie überhäuften den König mit Dank und Lob. Liebhaber und Liebhaberin sagten sich tausend zärtliche Dinge, und schwuren sich ewige Liebe. Der König ließ nun auch den Obrist la Haze kommen, stellte ihm die nemliche Ordre, wie Montargon, und empfahl ihuen Sorgfalt und Muth.

Die

Die beiden Gesandten brachten in voller Hast ihr Gefolge zusammen, und gingen mit Post ab. Sie trafen die Gräfin Kosel in Widawa, einem kleinen Polnischen Städtchen an der Schlesischen Grenze. Anfangs thaten sie, als wenn sie sich ganz von ungefähr zu ihr fänden, und verlangten, der Gräfin ihre Aufwartung zu machen. Sie erhielten Erlaubiß; wurden von ihr aufs artigste empfangen, und blieben bei ihr zu Tische. Zu Ende der Tafel fing Montargon, das Haupt der Gesandtschaft an, zu prälabiren. Anfangs redete er nur nach seiner unmaßgeblichen Meinung, und meinte: Dies wäre wol besser, das wäre wol besser! Aber die Gräfin war nicht in der Laune, seinen Rath zu hören. Sie behandelte ihn äußerst stolz, und drohete, daß ihn seine Berwegenheit gereuen solle. Nun redete er im Namen des Königs; aber sie sagte ihm ins Gesicht: Sie wolle nicht gehorchen! Ihre Feinde hätten den König überrumpelt — genug, er würde nicht böse seyn, wenn sie diesmal nicht gehorchte. Montargon war von Natur sehr sanftmüthig. Er erwiederte nichts als ein unmerklich

ver:

verächtliches Lächeln, und beschwor sie, ihn nicht zu Gewalt zu zwingen. „Was, schrie die Gräfin, was? Sie unterstehn sich von Gewalt zu reden?“ — Er schützte gemessenen Befehl des Königs vor, sie nach Dresden zurückzusenden, und wandte unumschränkten Gehorsam vor, den er ihm schuldig sei. Die Gräfin gerieth mit jedem Worte in heftiges Feuer, behandelte ihn wie ein Notarschreiberchen *), ergriff ein Pistol, und drohte, ihm dasselbe vors Gehirn zu schießen. Montargon kannte in ihr das Weib, das schwerlich in seiner Person das Völkerrrecht schonen würde, und zog sich zurück. La Haze, sein Gefährte, rückte vor. Er sprach im Namen des Königs, fand Gehör, wand sich sanft und lose in das Vertrauen der Gräfin hinein, durch Bedauern und Trost, und überredete sie, daß es bei der jetzigen Lage der Sachen, der gradeste Weg sei, nach Dresden zurückzugehn. Der König würde bald nachkommen, und es sei höchst unwahrscheinlich, daß ihn die Gräfin Denhoff dahin begleiten würde.

Dann

*) Er war der Sohn eines Notars aus dem Dorfe Chaillot nicht weit von Paris.

Dann führte sie den König zu sich zurück, und so desto leichter über ihre Neider triumphiren! Die Gräfin faßte endlich den Entschluß, umzukehren, weil sie mußte. Montargon fertigte zur Stunde einen Courier ab, um diese große Neuigkeit der Marschallin zu melden, und darauf begleiteten sie die Gräfin, so, daß sie dieselbe immer ein Nachtlager voraus ließen. Sie reis'ten mit ihr bis eine Meile hinter Breslau, und gingen darauf nach Warschau zurück, um den Dank der regierenden Mätresse einzuärnden.

Aber der Gräfin Denhoff stand immer noch ein Hinderniß im Wege — ihr Mann. — Der Ruf von ihrer Aufführung war bis auf seine Güter erschollen, und nun schrieb er Briefe über Briefe, sie sollte zurückkommen. Aber des Willens war weder seine Gemahlin noch ihre Mutter, die Großmarschallin; sie ließen den armen Graf lange schmachten, und endlich, als sie seine Vorwürfe satt hatten, nahm's die Großmarschallin auf sich, ihm den Kopf grade zu setzen. Sie reis'te zu ihm, und entdeckte ihm unverholen die Gründe, die seine Gemahlin in Warschau zurückhielten,

hielten. „Ueberlegen Sie — sagte die Marschallin — ob Ihre Gemahlin Mätresse des Königs seyn kann — wo nicht — Scheidung! Der Nunzius Grimani ist so sehr mein Freund, daß ich hoffen darf, durch ihn die Bewilligung des heil. Vaters ohne Umstände zu erhalten!“ —

Der Graf nahm ohne Bedenken dies Anerbieten an. Die Großmarschallin ging nach Warschau zurück; sprach mit dem Nunzius; er trug in Rom auf die Scheidung an, und Clemens XI. hatte nichts dawider.

Gleich beim Anfang ihrer Erhebung verlor die Gräfin ihren Vater, einen vortreflichen Mann, der Pracht und Aufwand liebte, und darum sein Haus in den dürftigsten Umständen hinterließ. Aber die Gräfin half ihm bald wieder auf. Die Wohlthaten des Königs ergossen sich über Mutter, Schwester und Bruder — es war ein dichter, fruchtbarer Goldregen, der diese Familie wohlhabender machte, als sie je gewesen war. — Uebrigens liebte der König keine seiner Mätresse so wenig, aber keine kostete ihm so viel, und keine war so reich, als er mit ihr brach. Es ist wahr,
daß

daß sie das alles der Sorgfalt ihrer Mutter zu danken hatte. Diese kluge Dame wußte mehr als zu gut, daß Schwüre in der Liebe nicht sehr gewissenhaft gehalten werden, darum trug sie für die Zukunft sorgsam ein. Sie hörte nicht auf zu fodern, aber sie wußt es mit so guter Art zu thun, daß man's ihr nie abschlagen, und dennoch nicht über Laßigkeit klagen konnte.

Die Trauer des Bielinsky'schen Hauses heiterte sich bald wieder auf. Kaum war der Großmarschall begraben, so erschienen Gemahlin, Tochter und Sohn auf allen Ballen, Schauspielen und Lußrennen, die der König der Tochter gab, um sie zu trösten. Aber alle diese Feten schienen dem König in seinem ersten Anfall von Liebe, viel zu unbedeutend. Er lud die Gräfin ein, ihn nach Dresden zu begleiten, wo alle Gelegenheit war, grössere und prächtigere zu veranstalten. Sie war von dieser Reise nicht ganz abgeneigt; nur fürchtete sie die Gräfin Rosel. Sie entdeckte dem König ihre Besorgnisse, und verlangte, daß ihre Nebenbuhlerin nun auch aus Dresden entfernt würde. Der König stellte seine Ordres darüber

an den Fürst von Fürstenberg; aber die Gräfin gehorchte nicht, und sagte: wenn der König sie für strafbar hielte, so sollt' er ihr Richter ansetzen; und ihr den Prozeß machen lassen; da sie sich aber nichts vorzuwerfen hätte, als zu grosse Särtlichkeit für den König, so sollt' er ihr die einzige Gnade gewähren, daß sie ruhig in ihrem Hause fortwohnen dürfte.

Der Fürst von Fürstenberg hatte an dieser Demüthigung genug. Er wollte sie bei ihrem Sturz nicht mißhandeln, und ließ sie in ihrem Hause. Aber der König, dem seine Mätresse um Ihre gänzliche Entfernung aus Dresden immer noch anlag, schickte seinen Adjutanten von Tienen zur Gräfin, und ließ ihr ausdrücklich befehlen; Dresden zu verlassen. Sie weinte, war in Verzweiflung, und redete so herzerührend; sanft und süß zum Herrn von Tienen, daß auch er es nicht über sein durchbrungenes Herz bringen konnte; Gewalt zu brauchen. Zur Erkenntlichkeit dafür, gab sie ihm einen Diamantring, vier tausend Thaler an Werth, und schickte ihn mit einem sehr demüthigen Brief zurück, worinn sie den König bat,

daß sie in ihrem Hause bleiben dürfte. Herr von Tienen traf ihn eine kleine Tagereise von Dresden. Der Monarch war sehr erzürnt auf ihn, und sandte ihn auf der Stelle zu dem Fürsten von Fürstenberg und zum Großmarschall Lowendhal zurück, mit dem Befehl, die Gräfin Kosel mit Güte oder Gewalt aus Dresden zu schaffen. Der Großmarschall entledigte sich dieses Kompliments von Seiten des Königs, und nun entschloß sie sich zur Abreise. Den Abend vorher, ehe der König ankam, ging sie nach Pilsniz ab.

Ein Courier brachte der Gräfin Denhoff von diesem Zurückzug Nachricht. Sie folgte dem König in kleinen Tagereisen, in Gesellschaft ihrer Mutter, der Großmarschallin, der Starostin Chersinska ihrer Schwester, der Großschatzmeisterin und einiger andern Damen, die sie der König hatte wählen lassen. Triumphirend zog sie in Dresden ein, von dem Obristlieutenant Chatire und sechs reitenden Trabanten begleitet. Sie schlug ihre Residenz bei dem Fürsten von Fürstenberg auf, und ward, so lange sie in Sachsen

war, von Offiziers bedient. Der Obristlieutenant Chatira war ihr Haushofmeister, und hatte vom Könige den Auftrag, über ihre Sicherheit zu wachen, weil sie immer noch Gewaltthätigkeiten von der Gräfin Rosel zu fürchten schien. Der Graf von Flemming sorgte dafür, daß diese Furcht unterhalten ward. Seine Rache war durch den Sturz der Gräfin noch nicht befriedigt. „Pilsnitz ist nur anderthalb Meilen von hier — pflegt er zur Gräfin Denhoff zu sagen — Ihre Nebensublerin kann in ein paar Stunden hier seyn; der König könnte sie wieder sehn, und zu ihr zurücktreten. Ich rathe Ihnen, daß Sie sich bewachen lassen, und sich dadurch vor allen möglichen Zufällen in Sicherheit setzen!“ Die Gräfin Denhoff war großmüthiger als der unversöhnliche Flemming, und sagte: sie könn’ es nicht übers Herz bringen, eine Frau von Stande, die sie niemals beleidigt, so sehr zu mishandeln.

Aber der Graf war nun einmal zu weit vorgerückt, um stehn zu bleiben. Er wollte den gänzlichen Sturz der Gräfin, und bewog den König, das schriftliche Heurathsversprechen, welches er

Ihr ehedem gegeben, zurück zu verlangen. Er sah voraus, daß sie bei ihrer jetzigen Laune sich weigern würde, es auszuliefern, und dann, hofft' er gewiß, daß sie der König würde festnehmen lassen. Der Ausgang zeigte, daß er nicht übel kalkulirt hatte. Die Gräfin wollte das Billet wirklich nicht aus den Händen geben, und weil sie befürchtete, diese Verweigerung möchte ihren Feinden zum Vorwand dienen, sie in Verhaft zu nehmen, so ging sie heimlich von Pilmiz ab nach Berlin. Sie fand hier aber nicht den gehofften Schutz. Der König von Preussen ließ ihr merken, daß sie in Berlin nicht gern gesehn sei, und sie ging nach Halle. Aber auch hier konnten sie ihre Feinde nicht dulden. Es galt ihrer Freiheit, und vielleicht auch ihrem ansehnlichen Vermögen. Sie beschuldigten sie: daß sie von dem König August Äbel gesprochen, und eine Verschwörung wider ihn anzuregen suche. Friedrich August, der immer erzürnter auf sie ward, schrieb an den König von Preussen, und verlangte, daß ihm die Gräfin ausgeliefert würde. Sogleich lief Ordre von Berlin an Dücharmoi, Lieutenant vom Regiment

ment Anhalt-Dessau, sich ihrer zu versichern, sie mit einem Detaschement auf die Grenze zu bringen, und einem Offizier auszuliefern, der sich von Seiten des Königs von Polen daselbst einfänden würde.

Wie ungerecht! Wie barbarisch! (rief die Gräfin, als man ihr ankündigte, sie sei Gefangne) Darauf verlor sie sich in ein tiefes melancholisches Nachdenken, und sagte kein Wort mehr. Als sie das Sächsische Detaschement sah, welches sie in Empfang nehmen sollte, bat sie den Lieutenant Ducharmoi, eine Tabatiere und eine prächtige goldne Uhr anzunehmen, und als er sich weigerte, sagte sie: O, nehmen Sie, nehmen Sie! Ich sehe es lieber, wenn Sie diese Kleinigkeiten für sich nehmen wollten, als jene elende Sachsen, deren Sklavin ich werden soll. — Sie gab den Preussischen Soldaten, die sie transportirt hatten, Geld; aber den Sachsen sagte und gab sie nichts.

Sie ward nach Leipzig gebracht; von da nach Pilmiz, und endlich nach * *, einem Landgute des Grafen von Friesse, wo sie noch lange Zeit zwar frei, aber in äußerster Zurückgezogenheit

lebte. Als ihre Feinde keinen gegründeten Vorwand finden konnten, um sie zu verleumben, so kreueten sie aus, sie habe wollen nach Holland gehn und Jüdin werden. Diese Erdichtung war ein wenig derb, fand aber doch beim größten Theil des Publikums, das nirgend aber, und leichtgläubiger gefunden werden kann, als in Sachsen, Eingang, und man pries und erhob die ehrenwerthen Leute, die diesen Schandfleck von der heiligen christlichen Religion abgewandt hatten. — Indessen sahe die Gräfin doch ihre Verfolger einen nach dem andern hinsterven, und überlebte auch die Regierung ihrer Nebenbuhlerin.

Alle Lustbarkeiten zu beschreiben, die der König der Gräfin Denhoff und den Damen ihres Gefolges gab, erforderte ein eigenes Buch. Er übertraf sich an Pracht, Eigenheit und Feinheit seiner Erfindungen. Indessen war die Gräfin bei allen diesen Feten immer nur inkognito; und gewöhnlich als Fledermaus maskirt. Sie demaskirte sich nie, wenn die Königin gegenwärtig war; und sah nur immer kleine ausgesuchte Gesellschaft, so daß es eines Billets bedurfte, wenn man zugelassen werden

werden sollte. Dieses sonderliche Benehmen zog ihr den ganzen Haß des Publikums zu, um so mehr, da sie auch den König vermochte, sich zu ihr einzuschließen. Er war fast gar nicht mehr sichtbar, und dies gab dem bekannten Kiau zu dem Bon-mot Anlaß: Man sollte Gott in allen Kirchen bitten, daß er den Königin aus der Gefangenschaft der Polnischen Damen gnädiglich erretten wolle!

Indessen ward der König dieses Lebens bald satt und überdrüssig. Und wirklich wunderte sich jedermann, wie er es noch so lange hatte aushalten können. — Um sich der Sklaverei ein wenig zu entschlagen, gieng er auf die Leipziger Messe. Hier fesselte seine Blicke das Fräulein von Dieskau, eine junge aufblühende Schönheit, die, Geist und Verstand bei Seite, das Vollkommenste war, was je aus der Zauberhand der Natur hervorgesprungen. Gang und Wuchs einer Königin! Alle Züge von erster Regelmäßigkeit! Nichts kam der Feinheit, dem Leben und der Blüthe ihres Teints gleich! Große, blaue Augen,

zärtlich und schmachtend von Natur, denn es ist ausgemacht, daß sie nicht Meisterin über sie war. Ihr blondes Haar, unbeschreiblich schön und fein! Hals und Busen von blendender Weisse! und Hände und Arme, die nie vollkommener bewundert worden! Aber bei allen diesen ausgezeichneten Reizen war das Fräulein nichts als eine leblose Masse von Schnee, die nichts zu sagen wußte, als Ja und Nein. Der König ließ sich von ihrer Figur überraschen. Er sprach sie auf der Redoute, und war in Verzweiflung, so wenig Geist bei ihr zu finden.

„Wenn das Fräulein Dieskau — sagt' er zum Herrn von Sizthum — mit ihrer Schönheit Geist verbande, so könnte sie mich, ich fühl' es, auf Zeitlebens fixiren!“

Uns Himmelsreillen — rief Sizthum — das mache Gott nicht wahr. Dann wären wir in Gefahr, unsern König bald zu verlieren!

„Ihr gewöhnlicher Scherz, Sizthum. Wenn Sie sich doch erinnern wollten, daß Sie eben so flatterhaft sind, als ich!“

Wenn's erlaubt wäre, wider die Sentenz Ew. Majestät zu appelliren, so sollte mir's leicht seyn, zu beweisen, daß Ew. Majestät zehn Matressen gehabt haben, während ich mich mit sechs begnügte. Und so ist's auch nach allen Regeln und Statuten recht und billig. In allen Romanen zählt der Ritter immer mehr als sein Waffenträger. — Damit ich mich aber meiner Pflicht, wie sich's gebührt, nach allen Kräften entledige, so werd' ich verbunden seyn, den Verstand des Fräuleins von Dieskau auszubilden, damit sie der Gnade Ew. Majestät würdiger wird, und —

„Nein, Sizthum, nein, dieser Mühe will ich Sie überheben. Sie könnten sich in sie verlieben, und die Gräfin Löwendahl, die ich schätze, würde mir schlechten Dank wissen, daß ich dazu beigetragen, sie Ihres Herzens verlustig zu machen!“

Indessen rebete der König mit dem Fräulein vom Herzen weg. Seine Stunde war noch nicht da. Aber ihr Bild grub sich nach und nach tief in sein Herz, und verdrängte die Gräfin Denhoff ganz allmählig, die sich denn doch noch eine

Zeitlang erhielt, mehr durch die Feinheit der Großmarschallin, ihrer Mutter, als durch ihre Reize.

Der König nahm sie mit nach Warschau zurück; aber er blieb nicht lange in Polen. Nachdem er den Reichstag, der fruchtlos ablief, gehalten hatte, ging er nach Sachsen zurück, unter dem Vorwand, daß ihn höchst wichtige Angelegenheiten dahin riefen. Sein Abschied von der Gräfin Denhoff war unbeschreiblich zärtlich. Er versprach, bald in ihre Umarmungen zurückzukehren, und ein treues Herz mitzubringen. Ich weiß nicht, ob sie's ihm glaubte, wenigstens stellte sie sich so. Sie versicherte ihn, daß ihr die Nachricht von einer begünstigten Nebenbuhlerin den Tod bringen würde, oder hätte sie nicht den Tod davon, so wolle sie ihr Leben in einer dunkeln Zelle vertrauen. Der König hatte solche zärtliche Aeußerungen zu oft gehört, um von dieser gerührt zu werden; aber darum schwur er ihr doch, daß nur der Tod das Band, womit er unauföslich an sie gefesselt sei, zerreissen sollte. Sein Abschied war zu Ende des

Soupers angezett, und als dies herbeikam — von neuem Thränen und Klagegeschrei! Die Gräfin sank in einen Lehnstuhl; keine Spur von Leben blühte auf ihrem Gesicht; ein langsamer Athemzug hob je zuweilen ihren gepreßten Busen; die Großmarschallin schluchzte, und die Starostin Chertnoka, die von Natur eine widrige Stimme hatte, schrie dem König fast die Ohren wund; der Graf Bielmsky, der kurz vorher zum Starosten erhoben war, schien äusserst betrübt, und die übrigen Damen alle, zärtliche Freundinnen des Hauses, weinten mit wahrer, herzlichher Andacht. Nur der König, Herr von Sizthum und von Frieße, blieben Männer, und suchten die Traurigen mit Trost aufzurichten. Der König stand vor seiner ohnmächtigen Geliebten, besprengte sie mit Wasser, goß ihr Elixire auf Zucker, küßte ihr die Hände, nannte sie sein Herz, seinen Engel, und beschwor sie: zu sich selber zu kommen. Endlich schlug sie die Augen auf, und heftete sie zärtlich auf ihn, mit dem Ausdruck des lebhaftesten Schmerzes, den ihr seine Abreise erweckte. Der König beschwor sie, sich zu ermannen.

„Wenn Sie mich lieben — sagte er — so denken Sie auf Ihre Gesundheit. Ihr Tod ist der meinige!“ Sie ermannte sich denn, und nun von beiden Seiten ewig und unaufhörlich: Ich liebe Sie! Werde Sie ewig lieben! Sobald der König von Abreise redete, schrie die Gräfin laut auf, und versicherte: nun sei es aus mit ihr! — Genug, sie hielt den König bis tief in die Nacht auf. Endlich beruhigte er sie ein wenig, und nun sprang er in den Wagen, und empfahl sie noch der Sorgfalt ihrer Mutter und den übrigen Damen. Nun wurden die Augen getrocknet; die Vernunft ward beordert, ihre Pflicht zu thun; und darauf umschloß und deckte ein weiches Bette die herzliche Traurigkeit Aller.

Der König kam in Dresden, wohin sich der ganze Hof zusammengezogen hatte, glücklich an; machte ein paar Ruhetage, und ging dann zur Leipziger Messe ab, wo ihn die Königin erwartete. Hier sah' er auch das Fräulein von Diestkau wieder. Sie war schön, wie die Göttin der Liebe. Der König konnte sein Herz wider ihre Reize nicht schützen; goß sein Herz vor ihr aus; aber

Das junge Ding erwiederte nichts, ward roth, und schlug die Augen nieder. Der König bedauert es herzlich, daß er immer noch so wenig Geist bei ihr fand; doch tröstete er sich damit: Sie ist zu jung, zu streng und einsam erzogen, um beherzt zu seyn; sie wird schon reden; Geist und Wiß sollen sich schon bei ihr entwickeln — nur in die Welt mit ihr!

Es verliefen einige Tage, eh der König dem Fräulein absehn konnte, ob ihr seine Aufmerksamkeit nicht zuwider war. Seine Ungeduld ließ ihn nicht länger warten. Er wandte sich an ihre Mutter, vertraute ihr seine Neigung zu ihrer Tochter, und beschwor sie, ihm das Wort zu reden. Die Frau von Dieskau schätzte die Ehre seines Vertrauens, wie sie sollte, und pries ihre Tochter dreimal glücklich, daß sie von solch einem großen König geliebt ward. Sie versprach, ihre Tochter zu vermögen, daß sie die Neigung Sr. Majestät erwiederte; foderte aber zu gleicher Zeit frisch und frei (um den Berg herum zu gehn war ihre Sache nicht), ein Heurathsgeschenk für
 sie

Se. Es ward bewilligt und ausgezahlt noch vor dem Schluß der Messe.

Das Fräulein Dieskau ging aus Furcht oder Gehorsam die Verbindungen ein, welche ihre Mutter für sie geschlossen hatte. Am Tage des Festes warf man sie in ein Deshabille' von Silberbrokard, und bekränzte sie mit Blumen, wie eine Braut, die zum Altar geführt werden soll. Der König fand sie reizender als Venus; seine Blicke irrten ununterbrochen auf ihr herum, und da sie sich ihrer Neubegierde nicht widersetzte, hatte der König alle Zeit, sich im Anschau himmlischer Reize und Vollkommenheiten zu verlieren.

So lebhaft indessen seine Neigung zum Fräulein von Dieskau war, ward sie doch bald von einer andern erstikt. Es erschien damals von Zeit zu Zeit ein gewisses Fräulein von Osterhausen am Hofe — ein Mädchen, die der Dieskau an Geburt und Schönheit nicht nachstand, und sie an Feinheit und Welt zurückließ. Sie hatte keine Eltern mehr, und war Meisterin ihrer und eines ansehnlichen Vermögens. Ihr Wuchs und Aus-

stand

stand war unendlich reizend, und sie besaß Verstand und Wißgenug, um eine Unterhaltung lebhaft und anziehend zu machen. Hiermit verband sie ein sanftes zuvorkommendes Benehmen; Dienstfertigkeit, Großmuth und Gutthätigkeit. Sie liebte Pracht und Aufwand, und sprach gewöhnlich so bedeutend und hinreißend, daß man wol sahe, es galt Herzen, nicht vorüber rauschende Austerliebe. Der König sah sie bei der Königin, und mit ihrem ersten Anblick schoß Liebe in seines Herzen empor.

Die Gräfin von Wazdorf brachte ihr die erste Nachricht von dem Glück, das für sie Anospeu schlug. Der Umstand, daß der König in einer glänzenden Assenblee, so oft und so gern von den Vorzügen der Osterhausen sprach; daß er sich verlauten ließ: ein Mädchen von ihrer Schönheit und Geist verdiene, daß sich etwas Hervorstechendes für sie fände, und er wundre sich gar nicht, wenn alle Herzen seufzend nach ihr strebten — Diese Umstände und Aeußerungen hatten ihr der Gräfin verrathen.

Nie muß wol eine Nachricht mehr Freude erweckt haben! Das Fräulein Osterhausen blieb kumm und starr, als ihr die Gräfin sagte: sie habe des Königs Herz erobert. Letztere schloß aus ihrem Stillschweigen, sie sei unempfindlich und gleichgültig.

„Fräulein — sagte sie — der König liebt Sie — und das hören Sie so gleichgültig an?“

O, erwiderte sie mit einem tiefen herzlichen Seufzer — Ich bin nicht gleichgültig. Ich fühle lebhafter, als Sie sichs einbilden können! Aber ich fürchte, Sie täuschen mich mit leerer Hoffnung; ich fürchte: es fehlt mir an Vorzügen, die mich dieses Glücks lange genießen lassen können!

Und nun drang sie der Gräfin alles ab, was der König von ihr gesprochen, und was sie ihrer Seite zu thun hätte, ihr aufkeimendes Glück im Schuß zu erhalten. Die Gräfin versagte ihr ihren Rath nicht, und das Fräulein folgte ihm so genau und meisterlich, daß sie sich in wenig Tagen des Königs Besitz versicherte. Um sie deshalb aus aller Besorgniß zu setzen, verheurathete

er das Fräulein Dieskau an den Hofmarschall Herrn von Loos.

Ich kann unmöglich alle die Süßigkeiten und zärtlichen Ergießungen zum Besten geben, die der König und das Fräulein Osterhausen, als ihre Liebe im Aufblühen war, sich wechselseitig sagten. Es ist schwer, Ausdrücke zu finden, die ihr Entzücken anschaulich machen könnten. Sie waren nie vergnügter, als wenn sie sich ohne Zeugen sahen — Dann erfolgten Proben der Liebe und Zärtlichkeit Schlag auf Schlag.

Anfangs war des Königs Umgang mit der Osterhausen sehr geheim, um ihres Rufes zu schonen; aber unmöglich konnte ein Geheimniß dieser Art beim Ehrgeiz der Geliebten, und bei der feurigen Leidenschaft des Liebhabers, verborgen bleiben. Die Hofherren und Damen bemerkten es, und achteten sie als des Königs Günstling. Sie hatte auch alle Vortheile dieser Lage, aber ihre Großmuth schlug sie aus. Sie begnügte sich mit mittelmäßigen Geschenken, und war zufrieden, daß sie des Königs Liebe besaß. Nie foderte sie etwas für sich, und der König, der mit den Jah-

ren, in Absicht auf seine Mätressen, ökonomischer ward, gab ihr sehr wenig, gegen die ungeheuren Summen, die er mit ihren Vorgängerinnen verschwendete.

Grade um die Zeit, wo des Königs Liebe zur Osterhausen in hellen Flammen aufloderte, fielen die Hochzeitsfeierlichkeiten und das Belager des einzigen Prinzen Friedrichs Augusts mit Marien Josephinen, des Kaisers Josephs Tochter, vor. Der König war um diese Zeit unaufhörlich beschäftigt, Feten, Vergnügungen und Spiele zu ersinnen, die diese Feier glänzend machen sollten. Dies zerstreute ihn. Er sah sie nicht so oft, und seine Liebe erkaltete merklich. Sie machte ihm Vorwürfe darüber; aber er entschuldigte sich damit: daß sie nur sich, nur sich selbst die geschäftige Sorgfalt für die Feierlichkeiten zuzuschreiben habe; nur für sie zerarbeite er sich, um einige Vergnügungen zu ersinnen, die ihrer würdig wären. Sie wäre Verantassung und Hauptperson aller. Das Fräulein fand diese Gründe überzeugend. Sie glaubte, daß ihr der König, einer andern Liebshaft wegen, zwar ungetreu

werden, daß er sie aber verlassen könnte, ihm auf immer der Liebe zu entsagen, das glaubte sie nicht.

Und doch geschah das Letzte. Der König gewöhnte sich allmählig, seine Mätresse nicht beständig um sich zu sehn; die Ankunft der Erzherszogin, und der Umstand, daß er die Honneurs seines Hofes, der damals von hohen Fremden wimmelte, machen mußte, bewirkten dies vorzüglich. Er besuchte das Fräulein nur noch aus Gewohnheit. Sie war trostlos darüber; klagte, schrieb ihm; aber der König that nichts für sie, als daß er sich entschuldigte, und ihr gewöhnlich einen Besuch auf den folgenden Tag versprach, um ihr die Ursachen zu entdecken, die seine Abwesenheit bewirkt hätten. Er ließ ihr versichern, daß sie ihm auf immer theuer bleiben sollte, und beschwor sie, sich über seine Abwesenheit zu beruhigen. Dieses Benehmen behielt er bei, so lange die Feierlichkeiten dauerten, und als sie zu Ende gingen, reisete er plötzlich von Dresden ab, ohne von ihr Abschied zu nehmen. Sie war eine lange Weile untröstlich darüber; aber end-

lich brachte die Zeit, die alles heilt, auch ihr Trost.

Sie erschien, wie gewöhnlich, bei der Kronprinzessin, ward aber mit einer Kälte empfangen, die ihr tödlich ans Herz griff. Aber dennoch hatte sie nicht so viel Gewalt über sich, daß sie den Hof mied. Sie glaubte vielleicht, daß der König zu ihr zurückkommen würde, wenn sie sich ihm zeigte.

Ihr erstes Bestreben ging überdies noch dahin, sich die Gunst der Kronprinzessin zu erwerben, und um ihres Zwecks nicht zu verfehlen, trat sie zur Römischen Kirche über. Die Kronprinzessin wünschte ihr Glück, setzte aber hinzu: es sei nicht genug, den Namen einer Katholikin zu tragen, durch That und Werke müsse sie eine echte Bekennerin des Glaubens werden, und um sie von ihrer aufrichtigen Bekehrung zu überzeugen, müsse sie sich ein oder zwei Jahr in ein Kloster zurückziehen, um daselbst die Gebote und Pflichten der neuangenommenen Religion zu studiren und auszuüben. Das Fräulein blieb bei dieser unvorhergesehenen Zumuthung der Prinzessin

Summ

kumm und bestürzt, mußte aber aus der Noth eine Tugend machen, und versichern: dies sei auch ihr Wille gewesen. Sie bat die Prinzessin, ihr den Ort zu bestimmen, wohin sie sich begeben sollte. Die Prinzessin schlug ihr Prag vor, und sie versprach, dahin abzugehen.

Einige Tage darauf reißte sie auch wirklich ab. Sie ward mit einer Menge Empfehlungsschreiben versehen, besonders an die Gräfin Collovradt, Hofdame der Kronprinzessin. Der ganze Prager Adel empfing sie mit möglichster Achtung. Man sahe sie als eine zweite Magdalene an. Alle Gemeinheiten kamen, um ihre Aufwartung zu machen, und ihr über ihre Befehring Glück zu wünschen. Es vergingen einige Monate, eh sie sich entschloß, in ein Kloster zu gehn; endlich wählte sie sich eine Zelle bei den Ursellnerinnen in der Neustadt. Aber sie schlief nur daselbst; den Tag über genoß sie der Welt und ihrer Vergnügungen.

Zwei oder drei Monat ungefähr hatte sie dies bußfertige Leben geführt, als sich ein Polnischer Edelmann einfand, und sie zur Gemahlin verlangte. Er hieß Stanislaszký, und war Kam-

merherr beim König von Polen. Fortuna hatte ihm kein großes Vermögen zugetheilt. Durch das Fräulein von Osterhausen glaubt' er zu Glanz und Reichthum empor zu steigen. Sie ließ ihn nicht lange schmachten. Die Begierde, Dresden und den Hof wieder zu sehn, ließ ihr nicht Zeit, Stanislawsky's Karakter zu studiren. Die Hochzeit ging in dem Hause der Gräfin Collowrat vor sich, und einige Tage darauf reis'ten die Neuvermählten nach Dresden. Wir lassen sie hier, und gehn zum König nach Polen.

Liebe kannte izt das Herz dieses Monarchen nicht; Vaterzärtlichkeit hatte sie aus demselben vertrieben. Sie war auf die Tochter der Szewietze gefallen, die er durch den Sohn der Fatime kennen lernen. Diesem jungen Mann, den der König zum Graf von Rutowsky gemacht hatte, ging der einsame, unbekante Zustand dieses Mädchens zu Herzen; er nahm sie zu sich, und wartete auf Gelegenheit, sie dem Könige vorzustellen. Diese fand er bald. Als der König einmal, nachdem er seine Garde gemustert hatte, im Schloßgarten spaziren ging, und versicherte, sie wäre
gut

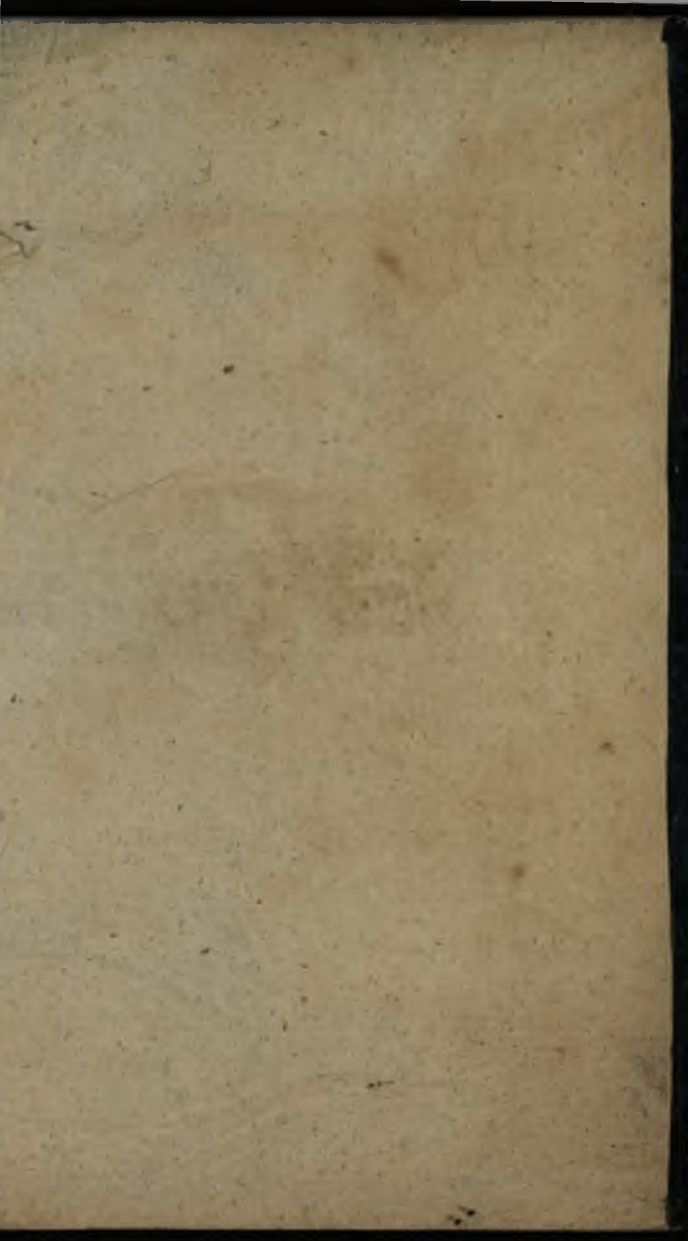
gut exercirt, nahm der Graf Kutowsky das Wort, und sagte: er habe ein Mädchen bei sich, daß die soldatischen Uebungen besser machte, als der größte Exercirmeister. Der König verlangte sie zu sehn. Sie kam als Mannsperson gekleidet in der Grenadier-Gardeuniform. Der König fühlte sich bei ihrem Anblick im Innersten bewegt. Ihre Züge sagten ihm: sie sei seine Tochter. Er schloß sie zärtlich in seine Arme, nannte sie sein Kind, und gab ihr den Titel einer Gräfin Orfelska. Er setzte ihr ansehnliche Pensionen aus, und schenkte ihr ein prächtig möblirtes Palais. Hier brachte der König seine Abende mit ihr zu. Der ganze Hof fand sich daselbst ein. Sie hatte alle Achtung und Vorrechte einer rechtmässigen Tochter. Der König nahm sie mit nach Sachsen, und ließ sie seine Pracht im höchsten Glanze bewundern.


Eine Menge Damen versuchten das Herz des Königs zu gewinnen; aber vergebens. Vaterszärtlichkeit erstikte in demselben jede fremde Neigung. Ihn beschäftigte einzig und allein die Sorgfalt für seine geliebte Tochter, die er kurz
 dar

darauf an einen Prinz von Holstein-Beck vermählte. Das Beilager ward mit wahrhaft königlicher Pracht vollzogen. Festins und Vergnügungen fetteten sich an einander; waren gleichprächtigt, gleichabwechselnd, und Friedrich Augusts Hof blieb bis an dieses Monarchen Tod der glänzendste in ganz Europa.



XVIII. 1. 406





XIII 1406